Gottlieb Wilhelm Rabeners

Satiren.

Zweyter Theil.

Neueste Auflage.

Frankfurt und Leipzig.
1762.

Beweis,

daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind,

bey einer gewissen Gelegenheit im Jahre 1737. verfertigt *.

Nein! Länger schweig ich nicht! Mein zorn bricht endlich los.
Der Frevel wird zu kühn, der Uebermuth zu groß,
Womit die blinde Welt der edlen Dichtkunst spottet,
Ihr mit dem Falle droht, und sich zusammen rottet.
Drey ganzer Jahr hab ich gedultig zugesehn,
Wie ihre Feinde sich verschwören, sie zu schmähn,

* S. Belust. des Verst. und Witzes Wintermonat 1741.

Wie weit die Barbarey in ihrer Wuth gestiegen:
Und dennoch hab ich stets vor Furcht und Gram geschwiegen.

Vor diesem, wenn Lucil von Versen übel sprach,
So schlich ihm unvermerkt mein junger Satir nach,
Und riß, durch Zorn beherzt, dem Spötter der Gedichte,
Mit ungestrafter Hand, die Larve vom Gesichte.
Das aber wagt ich nur, als ich ein Jüngling war:
Mein reifender Verstand bemerkte die Gefahr.
Mein scheuer Satir sah das klägliche Geschicke,
Das Vers und Wahrheit traf; bestürzt wich er zurücke,
Warf seine Geissel hin, und fluchte seiner Kunst.
Die Muse winkte mir, und hielt mir ihre Gunst,
Und mein Versprechen vor; sie drohte, mich zu hassen,
Verhieß, und bat. Umsonst! Ich schwur, sie zu verlassen;
Ich schwur, und hielt es auch. Doch endlich siegt die Pflicht;
Ich breche meinen Schwur, und schweige länger nicht.
Die größten Flecken sucht, durch freches Splitterrichten,
Der schönsten Poesie der Tadler anzudichten.

Will ein erhabner Geist, ein zweyter Lohenstein,
Des Phöbus Hofpoet, und erster Günstling seyn,
Und der geneunten Zahl, mit rein gewaschner Lippe,
Im gläserhellen Quell des Pferdebrunns Enippe,
Der Andacht Weihrauch streun; bricht sein erhitzter Muth,
Beschwängert von der Kunst, durch Flammen, Blitz und Glut;
Ruft er der Schwefelbrunst der donnerharten Flammen,
Und ruft Megärens Zunft, und ruft den Styx zusammen;
Tanzt er auf Stelzen her, wenn er Gewitter wälzt,
Und eine Feuersbrunst des Herzens Marmor schmelzt;
Läßt er rund um sich her des Unglücks Nordlicht glänzen;
Lacht er in Gleichnissen, seufzt Chrien, weint Sentenzen:

So

So kommt ein Zoilus, und ruft: Der Dichter schwillt!
Sein ganzer Vers ist Rauch, sein Kopf mit Dunst erfüllt.
Seht, wie er die Vernunft in Demantketten führet,
Im Paroxysmus singt, und Oden phantasieret.

Wenn unser Seladon so süß, so lieblich, singt,
Und seiner Lalage Zimmt, Mosch und Biesam bringt,
Crystall und Perlen weint, den Kiel in Nektar tauchet,
Zibeth und Calmus kaut, und Ambra von sich hauchet,
Auf Nelken, Klee, Jesmin und Anemonen geht,
Verzweifelt, wenn kein West bey seiner Schönen weht,
Beklagt, daß seine Pein kein Thau, kein Balsam lindert,
Die neue Welt erschöpft, und die Levante plündert,
Zu sagen, daß sein Kind vor andern ihn entzückt,
Das ganze Firmament in ihrem Aug erblickt,
Und in ihr Angesicht, das wie die Venus stralet,
Von Blumen aller Art, ein ganzes Chaos malet,
Was meint ihr? Was vergilt die Müh des Seladon,
Wenn er so kostbar reimt? Was ist sein ganzer Lohn?
Man lachet über ihn. Der Neid, statt ihn zu preisen,
Eilt gleich, ihm seinen Platz im Tollhaus anzuweisen.

Rächt, Musen, euch und uns! Seht, wie die dreiste Welt
Von Bürgern euers Reichs ein schnödes Urtheil fällt!
Straft sie ‥‥ Doch haltet noch mit euerm Zorn zurücke!
Es giebt der Spötter mehr! Kommt! Werfet eure Blicke
Auf jenen frechen Schwarm, der voller Tücke schnaubt,
Euch nach dem Herzen greift, und Ruhm und Lorbeer raubt;
Ja gar, o Frevelthat! ‥ ja gar, ach, soll ich sagen! ‥
Den Reim, den edlen Reim will aus den Versen jagen.
Eilt, Musen! Reißt den Blitz aus euers Vaters Hand!
Der Schwarm wird mächtig. Eilt, eh er uns übermannt!

Und kommt, und kämpft, und siegt, und schlagt die Feinde nieder,
Und schützt den werthen Reim, das Hauptwerk deutscher Lieder!

Denkt, Freunde, die ihr noch die Musen redlich liebt!
Ihr, denen bloß der Reim die ganze Größe giebt!
Die ihr durch ihn allein die Zierden Deutschlands heißet,
Und euch vor Hunger schützt! Denkt, was man euch entreißet.
So bald man euch den Reim, den Witz der Verse, nimmt!
Daß unser grosser Bav noch seine Seiten stimmt,
So manchen Namenstag in Demuth festlich feyert,
Und mit geschickter Hand die Mahlzeit sich erleyert;
Daß Mäv der unsre Stadt durch seinen Ruhm erhebt,
Er, seiner Brüder Schmuck, im Ueberflusse lebt:
Daß Clelia nicht stoltz den Dorimen verachtet,
Und er nicht ganz umsonst nach ihren Küssen schmachtet;
Daß Stentor sich mit Lust im Kupferstich erblickt;
Und sich die halbe Welt vor seinem Lorbeer bückt;
Daß itzt mein Pegasus nicht darf so ängstlich schäumen;
Dieß alles macht allein die Kunst, geschickt zu reimen.

Die Wahrheit schützt den Satz. Nehmt einen Todtenfluch,
Ein buntes Quodlibet, das schönste Liederbuch,
Das zierlichste Sonnet, das längste Hochzeitcarmen;
Und streicht die Reime weg. Was bleibt? Nicht ohn Erbarmen
Hört ihr, so lieblich es erst in die Ohren fiel,
Nur Schertze, sonder Kraft, ein frostigs Wörterspiel,
Ein abgenutztes Nichts, das immer wiederkehret,
Und ein Geschwätz, das man beym Pöbel besser höret.

Bewundert ehrfurchtsvoll des Reimes Zauberkraft,
Der Bücher voller Schall aus einem Nichts erschafft!

Der

Der Reim? Wie? dieser Zwang der das Gedicht entseelet?
So wirft ein Tadler ein. Der Henker der uns quälet,
Der Ordnung und Verstand auf seine Folter streckt,
Die Wörter radebrecht, dem Dichter Angst erweckt,
Selbst den geduldigsten der Leser oft ermüdet,
Der Wahrheit und Natur in schwere Fesseln schmiedet.
Das Feuer = = = Frevler, schweig! Des Zwanges Mühsamkeit
Bringt gegen ihn dich auf, und was du sprichst ist Neid.
Wie sollte wohl der Reim Verstand und Ordnung hindern,
Der Wahrheit Abbruch thun, und Geist und Feuer mindern?
Geh! Zähle selber nach! Sieh, viele reimen nicht,
Von denen alle Welt aus einem Munde spricht,
Daß sie den größten Schmuck aus alten Dichtern stehlen,
Daß ihnen Feuer, Geist, Verstand und Ordnung fehlen;
Sie reimen gleichwohl nicht. Daß zwar so mancher sitzt,
Und voll Verzweifelung bey seinem Hübner schwitzt,
Ein Dutzend Federn kaut, die Hände kläglich ringet,
Und doch, nach langer Quaal, kein glücklichs Wort erzwinget,
Das hinten reimen muß; das alles glaub ich dir,
Das alles geb ich zu: Ich seh es wohl an mir.
Was ist es aber mehr? Ein inniges Ergetzen,
Wenn man den Reim erhascht, weis alles zu ersetzen.

Wie oft, wie glücklich zerrt des Reims geheime Macht
Den schönsten Einfall her, an den man nie gedacht.
Gesetzt, es schlösse sich der erste Vers mit Wonne!
So fällt ein kluger Kopf gleich auf die liebe Sonne.
Er denket weiter nach; er folgt der edlen Spur,
Beschreibt den gantzen Bau der wirkenden Natur,
Erwischt den großen Bär, besinnt sich auf Callisten,
Verflucht die Eifersucht, beseufzet, daß die Christen,

(Gleich brachte mich der Reim auf unser **Christenthum**,)
Beseufzet, daß die Welt so wenig nach dem **Ruhm**
Vergnügter Ehe strebt, und saget uns zur **Lehre**,
Daß sich ein Mädchen leicht in einen Bär **verkehre**.

Ihr Feinde dieser Kunst, gesteht es, daß ihr irrt!
Hört selbst, wie schlecht ein Vers dem Ohre schmeicheln wird,
Dem es an Reimen fehlt! Wagt es blos zu scandiren!
Versuchts! Wen werdet ihr durch euer Lied wohl rühren?
Tartüff, der alte Schalk, betriegt die ganze Welt;
Sevil ist lüderlich; Crispin ein dummer Kerl;
Stax macht gelehrten Wind; Neran verdreht die Rechte;
Florinde lebt verhurt; und Harpax ist ein Knicker;
Clitander = = = Doch genug! Ihr gähnt und schlummert ein?
Ich schlummre selber mit. Was könnte drockner seyn?
Ein angehängter Reim kan alle Schäden heilen,
Versucht es nur einmal! verändert diese Zeilen.
Und sprecht: **Tartüffe bleibt ganz unverbesserlich;**
Sevil lebt mit der Welt; Crispinus lebt vor sich;
Stax ist ein weiser Mann; Neran ein Advocate;
Florindchen lebt galant, und Harpax hält zu Rathe.
Sagt selbst; nimmt dieß das Ohr nicht schmeichelhafter ein?
Man liest, man lobet euch Gesteht es, daß allein
Der Reim den Dichter macht! fangt an, euch zu bekehren!
Versöhnt der Musen Zorn, und lernt den Reim verehren.

Es lebe, was sich reimt! schon stimmt mir Deutschland bey,
Daß ein geschickter Reim der Dichtkunst Kleinod sey.
Ich kan zu meinem Ruhm die Schutzschrifft nun vollenden;
Denn, wem die Wahrheit hilft, der hat den Sieg in Händen.

Ein Traum von den Beschäftigungen der abgeschiednen Seelen *.

--- *Locus est & pluribus vmbris.*

Die Seelen beschäftigen sich nach der Trennung von ihren Körpern am liebsten mit denen Sachen, an welchen sie im Leben auf dieser Welt ihr größtes Vergnügen gefunden haben. Dieser philosophische Lehrsatz, welcher noch etwas älter ist, als ich und Leibnitz, fängt wieder von neuem an, Mode zu werden; und weil ich eine ziemlich dauerhafte Natur habe, so hoffe ich, es noch zu erleben, daß er die beste Welt, und den zureichenden Grund verdrängen soll. Nur will ich wünschen, daß es nicht dem Grunde des Widerspruchs eben so gehen möge. Denn wenn diese drey Stücke alle auf einmal abkommen sollten; so dürften unsre philosophischen Stutzer in dreyßig Jahren eine sehr altväterische Miene machen, und ihre tiefsinnigsten Schriften, welche sie und ihre Verleger itzt bewundern, eben dem Schicksale unterworfen seyn, welches diejenigen Familien-

* Dieser Traum ward zum erstenmale durch den Druck bekannt gemacht in den Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, I. B. 2. St. 1744.

gemälde trifft, die man, wenn es hoch kömmt, bloß der alten Tracht wegen, als eine Rarität noch aufhebt, gemeiniglich aber in die dunkelsten Winkel des Hauses stellt, um niemanden zu ärgern. Dem sey, wie ihm wolle; eine jede Sache ist der Mode unterworfen, und die Philosophie am meisten*. Wenigstens ich werde mich über den Verlust dieser drey philosophischen Universalrecepte trösten lassen, wenn ich nur erfahren, daß meine abgeschiednen Seelen ihren Werth behalten. An der Betrachtung dieses Grundsatzes finde ich mehr Vergnügen, als an allen elektrischen Experimenten. Ich habe demselben oftmals viele Stunden lang nachgedacht, und allemal bin ich darüber in eine solche Entzückung gerathen, in welcher kaum ein Poet seyn kan, der im Namen eines Andern für Geld und gute Worte die Augen einer Phyllis besingt.

Eben dieses ist die Ursache, daß ich heute meinen Lesern **einen Traum von den Beschäftigungen der abgeschiednen Seelen nach der Trennung von ihren Körpern** vorlege. Im voraus aber muß ich eines und das andre erinnern, welches die Einrichtung meines Traums, und verschiedne Freyheiten betrifft, so ich mir darinnen genommen habe.

Ich will es niemanden im Ernste zumuthen, daß er glauben solle, ich habe würklich also geträumet, ungeachtet es eben nicht unwahrscheinlich ist. Ich kann es zwar nicht läugnen, der Traum ist ziemlich lang gerathen; aber in der Stadt, wo ich

* Der geneigte Leser wird dieses mit mehrerm ausgeführt finden in meiner Vorrede zur neuen Auflage des vermehrten und verbesserten **Bruckers**, welche künftige Messe zu Cölln ans Licht treten soll, und worinnen ich unter andern durch Zeugen und Documente bewiesen habe, daß der Ruhm des leibhaften **Newtons** unsers Vaterlandes, des philosophischen Herrn ... die großen Manschetten nicht überleben werde.

ich mich aufhalte, schlafen die Leute viel länger, als an andern Orten, und also träumen sie auch länger. Wer wollte mir es wehren, wenn ich in Archangel geträumt hätte, wo man zu gewissen Zeiten lauter Nacht, und fast gar keinen Tag hat? Allein ich habe nicht Ursache, so viel Umstände zu machen. Ich will es nur frey bekennen, ich habe geträumt, damit ich schreiben wollte. Dieses kan genug seyn, mein Verfahren zu rechtfertigen, und wer mehr Beweis fodert, der muß von dem gelehrten Herkommen gar nichts verstehen. Ohne Ruhm zu melden, weis ich alles, was zu einem orthodoxen Traume gehört. Man denkt nach; man schläft über diesem Nachdenken unvermerkt ein; man sagt im Traume etwas, das man vielmals nicht sagen würde, wenn man wachend, und seiner Sinne mächtig wäre; man erwacht unvermuthet. Kein einziges von diesen Stücken habe ich in meinem Traume so beobachtet, wie es nach den Regeln eigentlich hätte seyn sollen. Ich habe nicht nachgedacht, denn ich bin ein Autor nach der neuesten Mode; ich bin nicht unvermerkt darüber eingeschlafen; und was meinen Lesern etwan wiederfahren sollte, dafür kann ich nichts. Ich habe von allem dem, was hier steht, nicht ein Wort im Traume gehört und geredet; ja, da ich ein Advocat bin, so kann ich bey meinem zarten Gewissen bezeugen, daß mich dieser Traum um manche Stunde Schlaf gebracht hat. Ich bin nicht unvermerkt aufgewacht; dieses braucht keines Beweises, man darf nur bis zum Ende lesen. Mit einem Worte; alles dieses wird man in gegenwärtiger Schrift nicht finden, und dennoch muß sie, trotz allen Kunstrichtern, ein Traum seyn, eben so gut, als Herrn . . . Träume, nach seiner Meinung, mathematische Beweise seyn sollen.

Von den Freyheiten muß ich noch etwas sagen, welche ich mir in meinem Traume genommen habe. Ich habe meine abgeschiednen Seelen niemahl ohne Kleider, und dergleichen Geräthe erscheinen lassen. Ich kann eben nicht sagen, daß dieses aus einer besondern Schamhaftigkeit geschehen wäre, und ich muß zur Beruhigung unsrer jungen Herren und einiger meiner Leserinnen hier anmerken, daß meine Frauenzimmerseelen keine Halstücher, sondern, wenn es hoch kömmt, nur flüchtige Palatine tragen. Ich habe wichtige Ursachen, warum ich will daß meine Seelen auch noch im Tode ihre Kleidung beybehalten sollen. Wie viele derselben würde ich nicht unglücklich machen, wenn ich ihnen ihre prächtigen Kleider nähme! Und wäre ich so unbarmherzig, einigen ihre reichen Westen zu rauben, wie viel hochwohlgebohrne Seelen würde ich nicht unter den Pöbel verstossen, welche doch in ihrem Leben zum unsterblichen Ruhm ihres Vaterlandes und ihrer Ahnen beym Pyrmontischen Brunnen geschimmert haben! Das ist noch lange nicht genug. Wenn ich meiner Nachbarinn, dem witzigsten Frauenzimmer unserer Gasse, ihre Bänder, Spitzen, Schminkfleckchen, und andere wesentliche Stücke ihres Verstands contreband gemacht hätte; was würde sie in dieser philosophischen Ewigkeit für lange Weile haben! Celinde würde einen noch einmal so schweren Todeskampf ausstehen, wenn sie befürchten müste, daß sie in jenem Leben ohne Reifrock und Fächer erscheinen sollte. Wie kläglich würde es um die Seelen unsrer galanten Stutzer stehen, wenn ich ihnen nicht erlauben wollte, Ferngläser zu brauchen, oder wann ich so pedantisch wäre, und ihnen verwehrte, zu trällern, und zu pfeiffen. Nein, das sey fern! Sie sollen trällern; Sie sollen pfeiffen; und Celinde kann freudig sterben, so bald es ihr gefällt, denn sie soll auch ihren Mops mitnehmen!

Nunmehr wäre der erste Zweifel gründlich und muthig aus dem Wege geräumt. Es wird mich bey weitem so viel Mühe nicht kosten, die andern Freyheiten zu entschuldigen, welche ich mir genommen habe. Ich habe es gewagt, die Seelen einiger Ausländer in unsre Gegend zu bannen. Ich habe Grund dazu. Wenn es wahr ist, daß die Seelen nach ihrem Abschiede aus diesem Leben dasjenige am liebsten thun, womit sie sich in der Welt am meisten beschäfftigt haben: So muß folgen, daß die deutschen Seelen in fremde Länder, und fremde Seelen in unser Land kommen. Unser gelehrter HErr Professor **Quintus Calpurnius**, dessen gründliche Noten und edirte Schriftsteller ihn wenigstens auf drey Jahre verewigt haben, wallt zwar dem Leibe nach unter uns deutschem Pöbel; aber man merkt es ihm an den Augen, an seinen Gesprächen, und an seiner ganzen Aufführung an, daß seine Seele weit von hier ist; und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht so gleich nach ihrer auflösung vom Körper unter die verfallnen Gemäuer des alten Latiens sich verkriechen, oder vielleicht gar in dem gelehrten Schutte Griechenlands wühlen sollte, um ihren edlen Hunger nach Antiquitäten zu stillen. Die Seele des kleinen Junkers mit rothen Absätzen, welcher dort am Markte wohnt, wird man gewiß nirgends anders antreffen, als in den **Tuillerien** zu Paris; es müßte denn seyn, daß ihn der Wohlstand nöthigte, nach Versailles zu eilen, um dem Könige frühmorgens beym Aufstehen das Hemde zu reichen; den eben dieses ist dasjenige, was er sich itzt am meisten wünscht, und wozu er, nach dem Urtheile der vernünftigsten Leute, sich am besten schickt. Sollten also die Seelen der Ausländer bey uns nicht eben so wohl etwas finden, welches sie neugierig machte, hieher zu kommen? Ich zweifle gar nicht dran. **Burmanns** Seele, die Seele des **Bentley**, die verketzernde Seele des **Jurieu**

Von den Freyheiten muß ich noch etwas sagen, welche ich mir in meinem Traume genommen habe. Ich habe meine abgeschiednen Seelen niemahl ohne Kleider, und dergleichen Geräthe erscheinen lassen. Ich kann eben nicht sagen, daß dieses aus einer besondern Schamhaftigkeit geschehen wäre, und ich muß zur Beruhigung unsrer jungen Herren und einiger meiner Leserinnen hier anmerken, daß meine Frauenzimmerseelen keine Halstücher, sondern, wenn es hoch kömmt, nur flüchtige Palatine tragen. Ich habe wichtige Ursachen, warum ich will daß meine Seelen auch noch im Tode ihre Kleidung beybehalten sollen. Wie viele derselben würde ich nicht unglücklich machen, wenn ich ihnen ihre prächtigen Kleider nähme! Und wäre ich so unbarmherzig, einigen ihre reichen Westen zu rauben, wie viel hochwohlgebohrne Seelen würde ich nicht unter den Pöbel verstossen, welche doch in ihrem Leben zum unsterblichen Ruhm ihres Vaterlandes und ihrer Ahnen beym Pyrmontischen Brunnen geschimmert haben! Das ist noch lange nicht genug. Wenn ich meiner Nachbarinn, dem witzigsten Frauenzimmer unserer Gasse, ihre Bänder, Spitzen, Schminkfleckchen, und andere wesentliche Stücke ihres Verstands contreband gemacht hätte; was würde sie in dieser philosophischen Ewigkeit für lange Weile haben! Celinde würde einen noch einmal so schweren Todeskampf ausstehen, wenn sie befürchten müste, daß sie in jenem Leben ohne Reifrock und Fächer erscheinen sollte. Wie kläglich würde es um die Seelen unsrer galanten Stutzer stehen, wenn ich ihnen nicht erlauben wollte, Ferngläser zu brauchen, oder wann ich so pe[illegible]ntisch wäre, und ihnen verwehrte, zu trällern, und zu pfeiff[illegible]. Nein, das sey fern! Sie sollen trällern; Sie sollen pfeiffen; und Celinde kann freudig sterben, so bald es ihr gefällt, denn sie soll auch ihren Mops mitnehmen!

Nun

Nunmehr wäre der erste Zweifel gründlich und muthig aus dem Wege geräumt. Es wird mich bey weitem so viel Mühe nicht kosten, die andern Freyheiten zu entschuldigen, welche ich mir genommen habe. Ich habe es gewagt, die Seelen einiger Ausländer in unsre Gegend zu bannen. Ich habe Grund dazu. Wenn es wahr ist, daß die Seelen nach ihrem Abschiede aus diesem Leben dasjenige am liebsten thun, womit sie sich in der Welt am meisten beschäfftigt haben: So muß folgen, daß die deutschen Seelen in fremde Länder, und fremde Seelen in unser Land kommen. Unser gelehrter HErr Professor **Quintus Calpurnius**, dessen gründliche Noten und edirte Schriftsteller ihn wenigstens auf drey Jahre verewigt haben, wallt zwar dem Leibe nach unter uns deutschem Pöbel; aber man merkt es ihm an den Augen, an seinen Gesprächen, und an seiner ganzen Aufführung an, daß seine Seele weit von hier ist; und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht so gleich nach ihrer Auflösung vom Körper unter die verfallnen Gemäuer des alten Latiens sich verkriechen, oder vielleicht gar in dem gelehrten Schutte Griechenlands wühlen sollte, um ihren edlen Hunger nach Antiquitäten zu stillen. Die Seele des kleinen Junkers mit rothen Absätzen, welcher dort am Markte wohnt, wird man gewiß nirgends anders antreffen, als in den **Tuillerien** zu Paris; es müßte denn seyn, daß ihn der Wohlstand nöthigte, nach Versailles zu eilen, um dem Könige frühmorgens beym Aufstehen das Hemde zu reichen; den eben dieses ist dasjenige, was er sich itzt am meisten wünscht, und wozu er, nach dem Urtheile der vernünftigsten Leute, sich am besten schickt. Sollten also die Seelen der Ausländer bey uns nicht eben so wohl etwas finden, welches sie neugierig machte, hieher zu kommen? Ich zweifle gar nicht dran. **Burmanns** Seele, die Seele des **Bentley**, die verketzernde Seele des **Jurieu** werden

werden in Deutschland an mehr als einem Orte die angenehmste Beschäfftigung und hundert theure Mitglieder der gelehrten Welt finden, welche ihnen den Rang streitig zu machen scheinen. Vielleicht ist Addison mehr als einmal auf meiner Studierstube gewesen, um zu sehen, wie sich ein Deutscher geberdet, wenn er ein Chronostichon macht. Sollte es wohl mit den abgeschiednen Seelen der Franzosen anders beschaffen seyn? Sie mögen uns gleich hundertmal Verstand und Witz absprechen; darinnen sind sie doch einig, daß unser Brod nahrhaft ist, und je mehr sie auf uns lästern, desto dienstfertiger sind wir, sie zu ernähren, so, wie ein Papagoy blos dadurch das Futter verdient, daß er seinen Herrn einen Hahnrey, und die gnädige Frau eine Hure heißt. Was ist wohl natürlicher, als daß sie auch nach ihrem Absterben in dasjenige Land kommen, wo keiner ein Narr ist, der französisch reden kann? Vielleicht flattert itzt, indem ich dieses schreibe, mancher hungrige Marquis über unsrer Stadt, und schimpft uns, damit er eine Ritterzehrung erhalten möge.

Dieser Vorbericht war nöthig. Ich komme nunmehr zum Hauptwerke.

Mir träumte, ich sey gestorben. Ich sahe den Körper, von dem sich meine Seele getrennt hatte, auf dem Bette mit eben der Gleichgültigkeit liegen, mit welcher man eine abgelegte Redutenmaske, oder Koch seine theatralische Kleidung ansieht, in welcher er nach Gelegenheit entweder als Prinz befohlen, oder als Kammerdiener Befehle angenommen hat. Ich werde nicht gern sehen, wenn mir jemand hierinnen widersprechen, oder mich gleich anfangs in meiner Abhandlung stören, und läugnen wollte, daß eine Seele ihren Körper so gleichgültig ansehen könnte. Bey mir ist dieses gar nicht unwahrscheinlich.

Ich bin in einer kleinen Stadt gebohren und erzogen, in welcher kein junges Herrchen war, als des Amtmanns Sohn, und der Stadtschreiber. Ich habe um deswillen niemals Exempel genug gehabt, welche meine Seele verleitet hätten, sich mit ihrem Körper am meisten zu beschäfftigen: zu geschweigen, daß mein Körper eben nicht so gebaut gewesen, daß er mich in diesem Stüke zu einer merklichen Eigenliebe, oder zu besonders sorgfältigen Beschäftigungen bewogen hätte. Ich berufe mich hierinnen auf den guten Geschmack meiner verstorbenen Frau, welche in ihrem Leben viel Körper gekannt hat, in deren Umgange sie weit mehr annehmliches und artiges zu finden vermeinte, als bey mir. Ich verlange also, daß man wenigstens meiner Frau glaube, wenn auch mein Zeugniß verdächtig seyn sollte. In Sachen, welche die Körper und Menschengesichter angehen, kan man dem Ausspruche solcher Frauenzimmer, wie mein liebes Weib war, sicher trauen; in andern Dingen hingegen, welche den Verstand betreffen, bin ich gar wohl zufrieden, daß man gründliche Beweise fodere. Diese kleine Ausschweifung ist um so viel nöthiger gewesen, je mehr einem Geschichtschreiber daran liegt, daß man gegen seine Erzählungen nicht mißtrauisch sey, oder seine Nachrichten für verdächtig halte. Ich erwarte also von meinen Lesern ohne weitere Complimente, daß sie in diese Gleichgültigkeit meiner Seele gegen ihren Körper weiter keinen Zweifel setzen. Der einzigen Chloris will ich nicht zumuthen, solches zu glauben! denn diese beschäftigt sich mit nichts, als mit ihrem Gesichte, und einigen seufzenden Schäfern, denen nichts, als ihr Körper, und sehr wenig von der Seele bekannt ist; es müßte denn eine zärtliche Seele, eine holde Seele, eine grausame Seele, eine verzweifelnde Seele, oder andre dergleichen Seelen seyn, welche die arcadischen Dichter mit verliebten Händen alle Stunden schaffen und wieder zernichten können. Chloris mag es also immer nicht

glauben; ich bin es zufrieden. Sie soll mir es aber auch nicht verwehren, zu behaupten, daß ihre Seele nach dem Tode beständig um ihren Nachttisch vor ihrem Spiegel, und um ihren Körper herumflattern, und vielleicht selbst beschäftigt seyn wird, diesen noch im Sarge zu putzen. Ich komme wieder auf mich.

Sobald ich meinen erblaßten Körper vor mir sahe, so eilte ich zu meinem Schreibepulte. Das habe ich gedacht, wird die erbitterte Chloris aus Rachbegierde rufen, das habe ich gleich gedacht! Die mürrischen Gelehrten werfen uns beständig den Nachttisch vor, und vielmals begehen sie doch vor ihrem Schreibpulte eben diejenigen Schwachheiten, welche man an uns vor unserm Nachttische kaum wahrnehmen wird. Mit ihrer Feder und Dinte treiben sie mehr Eitelkeiten, als wir mit unsrer Schminke und mit dem Brenneisen. In ihren Schriften bewundern sie vielmals ihre prächtige Größe und gelehrte Schönheit mehr, und doch mit wenigerer Gewißheit, als wir uns in Spiegeln. Ihre Eigenliebe, ihr Stolz, ihre Begierde andern zu gefallen, ihre Eifersucht ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Es ist alles wahr, Chloris, aber itzt will ich weiter erzählen! Auf meinem Pulte lag der Entwurf zu einer Schrift, welche ich noch den Abend vorher zu Papiere gebracht hatte. Ich wollte mich mit aller der Hitze, welche mir und vielen Gelehrten so natürlich ist, der Feder bemächtigen, um zum Troste meiner critischen Mitbrüder diese wichtige Schrift zu Stande zu bringen. Allein, wie groß war nicht mein Entsetzen, da meine abgeschiedne Seele, als ein Geist nicht vermögend war, die Feder aufzuheben, noch weniger aber, zu schreiben, ich bin nicht im Stande, das Schrecken auszudrücken, welches mich deswegen überfiel, und dergleichen Angst empfindet wohl niemand als ein Poet, welcher einen Reim sucht, und ihn nicht erhaschen kann. Siebenmal, und noch siebenmal bemühte ich mich zu schreiben, aber allemal umsonst. Ich wollte ein gewisses

Re⸗

Register aufschlagen, welches mir so oft in meinen gelehrten Wehen geholfen hatte, aber auch dieses zu thun war ich nicht im Stande. Ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und bedauerte wegen dieses unersetzlichen Verlusts meiner entworfenen Schrift den Verleger, mein Vaterland, die Nachwelt; ja ich würde sagen, daß ich mich selbst bedauert hätte, wenn es unter uns Gelehrten eingeführt wäre, in diesem Puncte so offenherzig zu seyn. Genug, ich sahe, daß es mit meiner ganzen Gelehrsamkeit aus war, weil ich nicht mehr schreiben konnte. Das einzige, was ich zu meiner Beruhigung that, war dieses, daß ich zum Bücherschranke eilte, und mit einer recht väterlichen Zärtlichkeit alle diejenigen Bücher übersahe, welche durch meine unermüdeten Hände ihr Daseyn erhalten hatten. Hier stund ich so vergnügt, und entzückt, wie Aeltern, welche zwar selbst keine Kinder mehr zeugen können, aber doch an denen, welche sie bereits ans Licht der Welt gebracht haben, aus schmeichlerischer Eigenliebe, so viel Verstand und Geschicklichkeit bewundern, als ausser ihnen sonst niemand wahrnehmen kann.

Vielleicht würde ich in dieser Stellung noch lange geblieben seyn, wenn ich nicht im Traume das freudige Schrecken wahrgenommen hätte, welches meine ungeduldigen Erben überfiel. Sie eilten so hungerig zu meinem Bette, als wenn ein Raub auszutheilen wäre. Ist er todt? Ist er auch gewiß todt? schrien sie. Ja! Endlich einmal ist er im Ernste todt! Geschwinde schickt nach dem Sarge, daß wir ihn unter die Erde bringen! antwortete ein Vetter von mir, und eine Muhme, welche durch mein Absterben alle diejenigen Tugenden zu erben hofte, welche gewisse gründliche Liebhaber bey ihr zeither vergebens gesucht, und ihr um deswillen die Freyheit zu ihrem grossen Verdrusse nicht geraubt hatten; diese Muhme vergoß viel Thränen, und würde mich wegen ihrer unvermutheten Bekümmerniß in grosser Ungewißheit gelassen

haben, wenn sie nicht alsbald, unter herzlicher Aufhebung ihrer Hände, mit lauter Stimme geseufzet hätte: Der ehrliche Vetter! Tröste ihn GOtt; es ist ihm recht wohl! Wir wollen ihm seine Ruhe gönnen! Dieses war die Losung zum Plündern. Den ersten Sturm hatte meine Geldcasse auszustehen. Meinen Kleidern und meinem Geräthe gieng es eben so. Sie thaten alles in eine Kammer, welche sie, wie ich hörte, wollten versiegeln lassen, und zwar von einem gewissen Manne, dessen Name mir entfallen ist, welcher aber ein ehrlicher und glaubwürdiger Mann seyn sollte, weil er ein grosses Petschaft und zween Zeugen hatte. Bis hieher hatte ich meinen Erben ganz gelassen zugesehen. Als ich aber merkte, daß es über meine Papiere hergehen sollte, so fieng ich an zu zittern. Alles ward aufs sorgfältigste durchgesucht. Gegen alle Briefe, in denen die Worte stunden: Leiste gute Zahlung, und nehme GOtt zu Hülfe! hatten sie eine so andächtige Ehrfurcht, daß sie dieselben sorgfältig aufhoben; aber über ein paar Laus Deo schüttelten sie die Köpfe gewaltig, den dergleichen Latein konten sie gar nicht leiden. Endlich traf die Reihe meine gelehrten Concepte, welches mich recht wütend machte. Ich eilte voll Verzweiflung hinzu, sie zu vertheidigen; vielleicht aber würde ich dennoch zu unvermögend gewesen seyn, wenn nicht meiner Schwester Sohn, ein Meister von sieben freyen Künsten, wider seinen Willen mir beygestanden, und das Packet unter den Tisch geworfen hätte, mit der Versicherung: Es sey nur Maculatur. Der Ignorant! Als meine Erben noch mit dieser Haussuchung beschäftigt waren, merkte ich einen Haufen Bediente, welche im Namen ihrer Herrschaft ein gewisses Compliment hersagen mußten, das sie das **herzliche Beyleid** nannten. Die Bekümmerniß über meinen Tod mochte in der ganzen Stadt gleich starck und allgemein seyn, denn ihre Formulare endigten sich alle mit den Worten: daß der Himmel den betrübten Hinterlaßnen diesen empfindlichen Verlust durch anderweitige Glücksfälle reichlich ersetzen möchte! Allein

der

der kräftigste Trost lag schon in der Kammer, und meine Muhme war so boshaft, einer gewissen Nachbarinn, welche ihr den Sohn eines reichen Kaufmanns abspänstig gemacht hatte, anwünschen zu lassen, daß der Himmel dieselbe vor dergleichen Trauerfällen jederzeit bewahren sollte.

Nunmehr ward alles zu meiner Beerdigung veranstaltet, man eilte damit gantz ungewöhnlich, und so bald der Schneider alles gekauft und zurechte gemacht hatte, was zu einer schmertzlich gebeugten Miene gehört: so gab man Geld über Geld, mich aus dem Hause zu bringen. Dieses geschahe endlich unter einer ansehnlichen Begleitung. Man brachte meinen Cörper in die Kirche, mit Beobachtung aller derer kläglichen Gebräuche, so diejenigen verdienen, welche ein rühmliches Ende nehmen, und Mittel hinterlassen. Zulezt trat noch ein Redner auf, welchem meine Erben in einem versiegelten Päcktchen vorher alle mein Tugenden begreiflich gemacht hatten. So zufrieden ich iederzeit in meinem Leben mit mir selber gewesen bin, so zweifelhaft war ich doch über dieser Lob- und Trauerrede, ob ich es auch würklich sey, welchen er meyne. Ich sah mich in der ganzen Kirche um, in der Meynung, vielleicht noch eine andre Leiche zu finden, auf welche alle diese Lobeserhebungen gehen sollten; ich fand aber dergleichen nirgends, und nunmehr merkte ich, daß ich es selbst in ganzem Ernste seyn müßte. Er nannte mich einen grossen, berühmten, grundgelehrten Mann, eine Stütze der Wissenschaften, seinen Mäcenaten. Und das mochte noch gehen; für 12. Ducaten war es eben nicht zu viel. Er verschwendete mehr, als 20. Figuren, die Bekümmerniß abzuschildern, welche meine Erben über das frühzeitige Absterben ihres Herrn Vetters empfunden, und diese waren aus Danckbarkeit so bescheiden, daß sie sich unter dem Flore versteckten, um ihn nicht öffentlich zu widerlegen.

Er schrieb ihnen verschiedne andächtige Recepte vor, welche bey Stillung der Thränen sehr probat seyn sollten, das hätte der ehrliche Mann wohl ersparen können! Ich hörte ihm aber dennoch mit vieler Geduld zu. Endlich machte er es gar zu arg. Er schwur, und er schwur mit einer solchen Heftigkeit, daß er ganz braun im Gesichte ward; er schwur, sage ich, daß ich zwar ein grosser Gelehrter, aber noch ein grösserer Menschenfreund, ein starker Beförderer der schönen Künste und Wissenschaften, aber noch ein weit stärkerer Vertheidiger der Wittwen und Waisen gewesen wäre. Meine vergnügte und beglückte Ehe sey eine sichtbare Vergeltung dieser seltnen Tugenden gewesen. Brechet hervor! rief er, brechet aus eurer Gruft hervor, ihr vermoderten Gebeine der weiland Hochedelgebohrnen Frauen, Frauen = = = Himmel! wie erschrack ich, als ich hörte, daß er meine verstorbene Frau citirte! ich floh, ohne mich umzusehen. Ich floh voll Angst zur Kirche hinaus.

Aus Furcht, die Hochedelgebohrnen Gebeine möchten mir nachkommen, schwang ich mich in die Höhe, und erblickte daselbst eine grosse Menge abgeschiedner Seelen, welche mir theils fremd, theils bekant waren. Dieser unvermuthete Anblick setzte mich in Erstaunen. Ich machte vor Verwunderung ein paar so große Augen, wie ein Würzkrämer in Ritzebüttel, wenn er in seinem Leben zum erstenmale auf die Börse nach Hamburg kömt. Eine so zahlreiche Versammlung von Geistern hätte ich mir an diesem Orte nimmermehr vermuthet. Alle ihre Beschäftigungen kamen mir fremd und ungewöhnlich vor. Ich war neugierig, und doch unentschlossen. Ich wußte nicht, wo ich mich zuerst hinwenden sollte, und gleichwohl war ich noch nicht beherzt genug, mich zu einer von diesen abgeschiednen Seelen zu nahen, und sie um dasjenige zu befragen, was mir zweifelhaft war.

Eine sehr lebhafte Seele, wie etwan die Seelen der jungen Herren seyn mögen, merkte diese meine Befremdung am ersten. Wir kannten beyde einander nicht; aber sie war so gefällig, daß sie auf mich zuflog, mich tausendmal auf das vertrauteste umarmte, und sagte: „Ganz unterthäniger Diener, mein aller„liebster Herr Bruder! Ich bin erfreut daß ich die Ehre haben „soll, Sie hier zu finden. Kan ich Ihnen in etwas dienen, so „bitte ich ganz gehorsamst, befehlen Sie nur. Nichts auf der „Welt soll mir angenehmer seyn, als wenn ich im Stande bin, „Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen. Sie können Sich sicher „auf meine Verschwiegenheit und Bereitwilligkeit verlassen. „Nehmen Sie es nicht für ein blosses Compliment an! Es ist, „hol mich der Teufel! mein Ernst! ich steh allemal zu Dero „Befehl.„ Er umhalste mich von neuem, und ich war eben im Begriffe ein so liebreiches Anerbieten mit vielem Danke anzunehmen, als er sich auf dem Absatze herumdrehte, mit dem Munde pfiff, mich allein ließ und im Fortgehen mit einer heischern Stimme einige Verse sang, von denen ich weiter nichts, als diese Worte verstehen konnte:

Je quitterai les jours
Plûtôt que mon amour,
Quand j'aime, *quand j'aime*.

Ich sahe, daß er einige Schritte von mir eine gleiche Dienstfertigkeit einer andern Seele, unter vielen Küssen und Umarmungen, zuschwur, welche er vielleicht eben so wenig kannte, als mich. Wenigstens verließ er sie eben so geschwind wieder, und ich konnte daraus schliessen, daß seine ganze Beschäftigung nur in Freundschaftsversicherungen bestünde.

Dieser Vorfall hatte mich noch zweifelhafter gemacht, als ich Anfangs gewesen war. Ich hatte das Herz nicht, mich nach demjenigen, was ich sah zu erkundigen; aus Furcht ich möchte noch einmal in die dienstfertigen Hände eines jungen Herrn fallen. In dieser Ungewißheit erblickte ich, nicht weit von mir eine Seele, welche auf alles dasjenige aufmerksam zu seyn schien, was in dieser Gegend vorgieng. Ich merkte deutlich an ihr, daß sie noch etwas wichtigers, als eine blosse Neugierigkeit, aufmercksam machte. Zuweilen schienen ihre Mienen ernsthaft zu seyn, zuweilen aber verriethen ihre Blicke etwas spottendes, und wenn sie auch lachte, so geschah dieses doch mit einer so edlen Art, daß man die deutlichsten Spuren von Mitleid und Liebe dabey wahrnahm. Ich würde sie um deswillen für niemand anders, als für die abgeschiedne Seele des englischen Zuschauers gehalten haben, wenn sie nur ein kurzes und breites Gesicht gehabt hätte. Weil ich es also nicht selbst errathen konnte, so faßte ich das Hertz, mich ihr zu nähern. Ich eröfnete ihr mein Anliegen, und ich merkte, daß sie über meine Fragen vergnügt war. Sie reichte mir die Hand, und sagte: ich will dein Verlangen erfüllen. Seitdem ich von meinem Cörper getrennt worden, seitdem ist dieses mein einziges Vergnügen, daß ich auf die Handlungen der abgeschiednen Seelen Acht habe. Eben dieses war vormals meine Beschäftigung, daß ich auf meine Mitbürger Achtung gab. Ich zeigte ihnen in Schriften, worinnen sie fehlten, und wodurch sie ihre Glückseligkeit befördern könnten. Folge mir! du wirst alles erfahren, was dir nützlich seyn kann. Ich bat sie, mir ihren Namen zu sagen. Sie that es, nachdem ich ihr vorher in diesem Stücke alle Verschwiegenheit versprechen müssen. Meine Leser werden mir verzeihen, daß ich hierinnen mein Versprechen halten muß. Die abgeschiednen Seelen sind noch etwas gewissenhafter, als die Seelen der Liebhaber.

Nicht weit von uns sah ich einen grossen Zulauf von Seelen, und das Getümmel, welches sie verursachten machte mir Lust, näher hinzuzugehen. Mein Führer warnte mich anfänglich, mit der Versicherung, daß man in diesem Gedränge gar leichte Schläge bekäme. Ich wagte es aber dennoch, und bat ihn, mich zu begleiten. Ich will es endlich thun, sagte derselbe; allein entdecke mir vor allen Dingen, ob du ein Poet bist? Dieser Zweifel gieng mir durch die Seele, und in meinem Leben hätte ich es niemanden rathen wollen, eine so unbehutsame Frage an mich zu thun. Ich empfand den schmerzlichen Verlust meiner zurückgelaßnen Schriften auf einmal wieder. Ich war so thöricht, daß ich umkehren, und einige gedruckte Beweise holen wollte. Ich gab solches meinem Führer zu verstehen; allein, er machte mir eine so ernsthafte Miene, daß ich mich über meine Autorschaft zum erstenmale schämte. Ich versicherte ihn also nur mit furchtsamen Geberden, daß ich in meinem Leben kein Feind der Dichtkunst gewesen wäre. Das ist gut, sagte er, ich habe diese Frage deswegen an dich gethan, weil man sich in dieser Gegend, welche du betrachten willst, ohne eine Kenntniß der Gemüthsarten und Ausschweifungen der Poeten in gar nichts finden kann. Du wirst wunderliche Gegenstände sehen. Es scheint, ob sich die Natur an diesem Orte verloren hätte, und du wirst finden, daß daselbst alle Handlungen nicht so sind, wie sie natürlicher Weise zu seyn pflegen, weil dergleichen Poeten nicht so denken, wie sie natürlich denken sollten. Die ganze Gegend, fuhr er fort, wird besonders von einer Seele in Bewegung gesetzt, welche sich in ihrem Leben durch poßierliche Handlungen von andern unterschieden hat. Ihr ganzer Aufzug sieht einem Traume ähnlicher, als einer wirklichen Begebenheit, welches eben daher kömmt, daß diese Seele mit dergleichen Träumereyen sich in ihrem Leben am meisten beschäftigte. Sie hat in jener Welt die edlen Bemühungen vernünftiger Männer um den guten Geschmack sehr übel verstanden. Was jene

jene durch Wissenschaft und Bescheidenheit erhielten, das suchte sie durch Geschrey und Ungestüm vergebens zu erhalten.

Mein Führer wollte weiter reden; allein, ich war aus Neubegierde so ungedultig, daß ich ihn bey der Hand faßte, und mich durch den Pöbel drängte. Ich sah auf einem hohen Gerüste eine Seele, in der gewöhnlichen Pracht eines Marktschreyers, für welchen ich ihn gewiß gehalten haben würde, wenn nicht, wie gedacht, mein Führer mir vorher gesagt hätte, daß es ein Charlatan des guten Geschmacks sey. Er hatte sich auf einem erhabnen Orte, wo er alles übersehen, und ein jeder auch ihn wahrnehmen konnte, das Gerüste erbaut. Jedoch war die Architektur daran sehr gothisch und abgeschmackt, und die Verzierungen waren ganz ungleich. Einige Stücke davon bestunden in Schnitzwerke, welche sehr prächtig und mit vieler Kunst ausgearbeitet zu seyn schienen. Mein Führer versicherte mich, daß dieser Charlatan solche aus alten Tempeln entwendet, in welchen man sie als merkwürdige Ueberreste der griechischen und römischen Architektur aufgehoben, verschiedne aber durch einige seiner Bande, so er zu Londen und Paris deswegen unterhalten, erbeutet hätte, und nunmehr so unverschämt sey, solches für seiner eignen Hände Arbeit auszugeben, ungeachtet man ihn mehr als einmal seiner Dieberey zu überführen gewußt, und ihm so gar die Oerter genannt, wo er sie herbekommen habe. Diese Nachricht schien mir sehr glaublich: denn ich sah, daß diese gekaperten Zierrathen kaum den vierten Theil seines Theaters ausmachten, die übrigen drey Theile aber aus Klötzern und ungehobelten Bretern, zum Theile aber aus Puppenwerke und solchem Geräthe bestuhnden, welches man den Kindern zum Spielen giebt. Alles dieses war sehr unordentlich zusammen genagelt, und es schien so baufällig zu seyn, daß es alle Augenblicke einzufallen drohte. Es würde vermuthlich

auch geschehen seyn, wenn nicht verschiedne Personen, welche seine Liverey trugen, solches mit vieler Sorgfalt unterstützt hätten. Gleichwohl schien bey diesen mißlichen Umständen ihr Prinzipal ganz unbesorgt zu seyn. Er gieng mit starken Schritten auf diesem Gerüste hin und wieder, und so oft er seine Medicamente anpries, so redete er mit einer solchen zuversichtlichen Stimme, daß das ganze Gebäude davon erschütterte. Niemals habe ich etwas übermüthigers gesehen, als diesen Charlatan. In seinem Gesichte war er sehr häßlich und ungestalt; gleichwohl konnte man es ihm von weitem ansehen, daß er sich geschminkt hatte, und dem ungeachtet war er so eitel, zu glauben, daß er der schönste Charlatan seiner Zeit sey. Man hat es, wie mir mein Führer erzählt, vielmals versucht, ihm aus seinem Irrthume zu helfen, und ihm um deswillen Spiegel vorgehalten. Allein dadurch ist er jedesmal so erbittert geworden, daß er nicht allein die Augen fest zugedrückt, sondern auch den Spiegel selbst mit einem Knittel, den er gemeiniglich seinen **Beweis** zu nennen pflegte, zerschlagen, und auf diejenigen losgeprügelt, welche es mit ihm so redlich gemeint, und ihme seine Häßlichkeit zeigen wollen. Seine Kleidung sah natürlich so aus, wie das fürstliche Gewand eines von denen theatralischen Prinzen, welche in kleinen Städten die Jahrmärkte besuchen, und ihre ganze Monarchie auf dem Schubkarren herumführen. Sie war an verschiednen Orten dergestalt zerrissen, daß sie nicht einmal seine Blöße völlig bedeckte, welchem Uebel er dadurch abzuhelfen suchte, daß er über die Löcher verschiedene Sinngedichte und Heldenoden klebte, welche seine Anhänger ihm zu Ehren verfertigt hatten. Bey den gemeinen Marktschreyern habe ich gefunden, daß sie ihr Theater durch Anklebung verschiedner Zettel ansehnlich machen, welche dem Pöbel von ihren verrichteten Wunderwerken Nachricht geben, und daß sie ihre Geschicklichkeit durch die erdichteten Privilegien von Allerunüberwindlichsten,

Allerdurchlauchtigsten, und Großmächtigsten Häuptern glaubwürdig machen wollen. In diesem Stücke war es hier ganz anders beschaffen. Sein Theater war über und über mit Dedicationen und Vorreden beklebt, und an denen Orten, welche am meisten in die Augen fielen, war sein Bildniß unter vielerley Gestalten zu sehen, welche jedoch wenigstens darinnen einander ähnlich sahen, daß sie allerseits entweder mit Lorbeerzweigen oder mit einem gewissen Glanze ausgezieret waren, der die Unsterblichkeit vorstellen sollte. An statt der Privilegien aber führte er einen grossen Blasebalg in der Hand, welchen er allemal zusammen drückte, so oft er von der Liebe zum Vaterlande redete.

Einen Umstand kan ich nicht unberührt lassen, weil er mir einige Nachrichten von der Religion unsers Charlatans gab. Auf der ersten Seite des Theaters stund das Götzenbild eines Frauenzimmers. Dieses trug eine Krone von Federspuhlen, welche nach Art der Amerikaner in einer Rundung aufgesteift waren. An derselben hiengen die Namen verschiedener alter und neuer Schriftsteller, welche sie als Ketzer zum Tode verdammt hatte, weil sie sich geweigert, sie als eine Gottheit anzubeten. Ihr Kopf, welcher keine Augen hatte, war ungeheuer, noch grösser aber ihr Bauch, und hierinnen habe ich nichts ähnlicher gesehen, als den Abgott der alten Deutschen, welchen sie den dicken Püster nennten, und dessen sich die Betrügerey der heidnischen Priester zum Schrecken des Volks zu bedienen wußte, wenn sie ihn durch ein geheimes Triebwerk Feuer speyen liessen; ungeachtet er nur ein Klotz war. Ihre Hände waren sehr stark und plump. In der linken hielt sie ein Fernglaß, welches sie aber nicht brauchen konnte, weil sie blind war; gleichwohl merkte ich, daß sie es für ihr Gesicht hielt, um den Mangel der Augen zu verbergen. In der rechten Hand hatte sie ein Gefäß voll Dinte, das sie denen in die Augen zu schütten

ten drohte, welche sich nicht entschliessen konnten, sie für eine Gottheit zu erkennen. Sie saß auf einem sehr erhabnen Throne, welcher aber nur aus einem aufgeblasenen Schlauche bestund, so wie etwan diejenigen gewesen sind, in denen die Götter der Heyden ihre Winde verwahrten. Unter ihren Füssen lag ein nackigtes Frauenzimmer, dessen Name mir unbekannt blieb, welches aber vermuthlich ihre ärgste Feindinn seyn mochte. Diesem Götzenbilde nahte sich unser Charlatan, so oft er merkte, daß seine Hitze und sein Eifer für das allgemeine Wohl einiger massen nachließ. Er betete sie mit eben der Niederträchtigkeit an, mit welcher er selbst verehret seyn wollte, und opferte ihr jedesmal auf einem kleinen Altare einige gelehrte Blätter, welche bloß dadurch das Feuer verdient hatten, weil nicht er, sondern ein andrer, sie geschrieben. Das sicherste Zeichen einer gnädigen Erhörung war dieses, wenn ihm unter seiner andächtigen Beschäftigung der Schaum vor den Mund trat, und er ein gelehrtes Zucken in seinen Händen empfand, so wie es etwa bey den heftigsten Paroxysmis neidischer und zänkischer Schriftsteller seyn mag. Dieses Augenblicks bediente er sich mit grossem Nutzen, und dann war er am geschäftigsten, seine gelehrten Medicamente unter die Zuschauer auszutheilen, ihnen die probatesten Recepte des guten Geschmacks vorzuschreiben, und von denen Wundern zu erzählen, welche diese Universalarzneyen bey verschiednen seiner kindlich gehorsamsten Patienten gewirkt, die sie mit offnem Munde verschlungen hatten.

Sein gröstes Geheimniß bestund in einer gewissen Art Pillen. Eine jede Dose davon wickelte er in eine von den Lobschriften, welche man ihm zu Ehren, und der Nachwelt zur Erbauung, verfertigt hatte, und dadurch erlangte er einen doppelten Nutzen, weil er auf solche Art den Leuten seine Pillen, und seinen Ruhm zugleich beybrachte. In der That hatten diese Pillen eine erstaunende

Wir-

Wirkung. Kaum hatte sie der Patient eingenommen, als er ein heftiges Grimmen im Gehirne empfand, das so lange anhielt, bis sich die Natur half, welches aber nicht nach dem ordentlichen Laufe der Natur geschah; sondern alle Unreinigkeiten giengen durch die Finger weg, und was mir dabey am seltsamsten vorkam, so fiengen die meisten der Patienten diese Unreinigkeiten mit einem Papiere auf, welches sie sodann mit einer demüthigen Verbeugung ihrem Arzte selbst widmeten, und zu fernerer Beförderung des guten Geschmacks überreichten. Sodann erhielten sie von ihm die Gewalt, unter seiner Aufsicht andre zu curiren. Ich habe gemerkt, daß sie in ihrer Cur oftmals viel heftiger waren, als ihr Oberhaupt, und ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß einer derselben nur einige Schritte von mir einem der Zuschauer eine ziemliche Anzahl Pillen in den Hals steckte, um ihn auch wider seinen Willen von dem übeln Geschmacke zu curiren. Ich habe vergessen zu erinnern, daß der Anführer dieser kleinen Charlatane erschreckliche Abentheuer von seinen Curen zu erzählen wußte. Das war ihm viel zu wenig, zu sagen: Diesen oder jenen gebrechlichen Mann habe ich durch meine herrlichen Elixiere, durch meine vortreflichen Pillen curirt! Nein! zum wenigsten sein ganzes Vaterland war es, dem er geholfen hatte, und so oft seine Pillen bey einem Patienten so wie ich oben erzählt habe, durchschlugen, so oft gratulirte er auch dem ganzen gemeinen Wesen. Beynahe hätte ich den wichtigsten Umstand ganz mit Stillschweigen übergangen. Ordentlicher Weise haben unsere Marktschreyer etliche Schnuren angereihter Zähne an dem Halse hangen, welche sie preßhaften Patienten ausgerissen haben, und nunmehr als Siegeszeichen herumtragen. Meine Leser können wohl glauben, daß unser Artzt dergleichen redende Zeugen seiner Geschicklichkeit und Erfahrung eben so wohl an sich hangen hatte. Zwar waren es keine Zähne, an deren Stelle aber eine grosse Schnur zusammengereihter

zereihter und auserlesener Donatschnitzer, welche er aus den Schriften gelehrter Männer herausgehoben hatte. Ich konnte mich bey dem Anblicke dieser kostbaren Tracht unmöglich des Lachens enthalten; zu meinem grösten Unglücke aber ward ich von einem dieser witzigen Adepten darüber entdekt, welcher sich durch die anderen Geister drängte, und indem er auf mich zueilte, einmal über das andere rief: Halt auf! Halt auf! Ich suchte mich unter dem Volke zu verbergen; er fand mich aber dennoch, und als er mich angepackt hatte, sagte er: Lasse sich der Herr curiren! Der Herr hat den Staar, einen gefährlichen Staar! Er kömmt nicht aus meinen Händen, bis ich ihm denselben gestochen habe! Halte der Herr im Guten, oder ich brauche Gewalt! Hier half weder Bitten noch Drohen; er fiel über mich her, warf mich zu Boden, und ich würde gewiß die erschrecklichsten Experimente haben ausstehen müssen, wenn nicht mein Begleiter, ich weiß nicht mehr, was für ein Mittel, ausfündig gemacht hätte, mich den Klauen meines barbarischen Wohlthäters zu entreissen.

Indem ich noch vor Schrecken ausser mir war, so kam ein Schatten, welcher diese Gewaltthätigkeiten von ferne wahrgenommen haben mochte, in vollem Laufe auf mich zu. „Protestiren „Sie, mein HErr, rief er, als er wohl noch zehen Schritte von „mir war, protestieren Sie! Ergreiffen Sie das heilsame beneficium appellationis! Sie können es bezahlen, ich sehe es Ihnen „an, Sie haben die gerechteste Sache von der Welt. Ich diene „Ihnen mit Vergnügen, und ich will es billich machen, Sie „sollen es erfahren. Wir wollen unsern Gegner ermüden, bis „er selbst kommen, und einen Vergleich anbieten soll. Ich will „Ihnen für ein weniges Geld Zeugen schaffen, so viel Sie verlangen. Befehlen Sie etwa alte Documente? Ich will gleich welche „zurechte machen. Wir wollen die Sache durch alle Instantien

„durch-

„ durchsetzen, und verlangen Sie es, so müßte ich meine Praxin
„ schlecht verstehen, wenn ich es nicht in möglichster Kürze dahin
„ bringen wollte, daß Ihr Rechtshandel in dreyßig Jahren noch
„ eben so verwirrt aussehen sollte, als er itzt ist. Ich bin recht
„ dazu geboren, meinen bedrängten Clienten beyzustehen. Feige
„ werde ich, dem Himmel sey Dank, auch durch nichts, und im
„ Schreiben bin ich unermüdet, so lange ich noch einen Finger
„ rühren kann. Aber Geld müssen sie freylich haben; denn ich
„ und Ihr Richter können ohne Geld die Sache nicht recht ein-
„ sehen. Was betreffen denn Ihre Streitigkeiten? Machen Sie
„ mir nur einen kleinen statum caussae, einen ganz kleinen statum
„ caussae! Aber ja kurz, so kurz als immer möglich, denn ich bin
„ kein Liebhaber von Weitläuftigkeiten. „ Ich erstaunte über die boshafte Dienstfertigkeit dieser kleinen geschwätzigen Seele, die so voll Begierde nach meiner gerechten Sache um mich herum sprang, daß sie nicht ein Auge von meinem Schubsacke verwandte. Ich fieng schon an, zu zweifeln, ob ich den praktischen Händen meines rechtlichen Beystandes entgehen, und ohne Proceß von ihm loskommen würde, als ich mich besann, ihn zu bitten, daß er mir sein Wort halten, und in einer sehr wichtigen, meine Ehre und ganze Glückseligkeit betreffenden Sache, die ich ihm gleich entdecken würde, treulich beystehen, vor allen Dingen aber bey meinem Richter es dahin bringen sollte, daß ich das Armenrecht erlangen möchte. „ Das Armenrecht! rief er mit einer kleinmüthigen
„ Stimme. Ich wollte Ihnen gern dienen, aber ich mache mir
„ ein Gewissen daraus, eine Sache anzunehmen, welche ich gleich
„ beym ersten Anblicke unbillig finde. Streiten Sie ja nicht,
„ Sie haben das gröste Unrecht von der Welt! Vergleichen Sie
„ Sich in der Güte, ich rathe es Ihnen wohlmeinend. Zum
„ wenigsten werde ich mich wohl hüten, an Ihrem boshaften
„ Vorhaben Theil zu nehmen. Sie sollten sich schämen, einem

„ ehr-

„ ehrliebenden und gewissenhaften Advocaten, wie ich bin,
„ dergleichen Antrag zu thun! Leben Sie wohl!

Ich freute mich, daß ich ein Mittel gefunden hatte, mich auf eine solche Art von diesem verdrieslichen Handel loszuwikeln. Doch diese Freude war nur von kurzer Dauer. Denn ehe ich mich es versah, sprang eine Seele mit einem grossen Cörper hinter einem Busche hervor, und auf mich los. Ich erschrack, wie leicht zu glauben ist, da ich mir an diesem einsamen Orte von einem so unvermutheten Ueberfalle nichts gutes versprechen konnte. Ich floh, ohne mich umzusehen, und war vor Angst ausser mir, als ich fühlte, daß man mich bey den Haaren hielt. Ich wandte mich um, in der Absicht, meinem Verfolger zu sagen, daß ich kein Geld hätte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als dieser sich mit einer demüthigen Geberde, jedoch, ohne meine Haare loszulassen, vor mir bückte, und zu mir sagte:

Der Ehrfurcht gieb es Schuld, gepriesner Mäcenat,
Daß ich aus reger Glut mit demuthsvollen Händen
Den Wunsch = = = =

Ich habe nicht einen Dreyer in meinem ganzen Vermögen; war meine Antwort. Darauf ließ er mich mit einer verächtlichen Mine los, und ich sah ihn zu einem grossen Schwarme kleiner Geister eilen, welche einer dicken Seele nachliefen, aus deren prächtigen Anzuge man ihre grossen Verdienste und Gaben einigermassen wahrnehmen konnte. Ihr Geschrey war so verwirrt, daß ich anfangs nicht zu errathen vermochte, was es bedeuten sollte.

Ich wagte es aber, näher hinzuzugehen, und hörte einen Mischmasch von Altären, von Zierde des Vaterlandes, von Wundern seiner Zeit, von Nachwelt, von Unsterblichkeit, und

von hundert schönen Sachen, deren eine jede, durch die Bank gerechnet, wenigstens einen Gulden werth war. Besonders kam mir eine etwas klare Stimme sehr bekannt vor, welche, um ihr Anliegen recht feurig zu verstehen zu geben, immer über das dritte Wort, O! rief. Es war lustig anzusehen, wie unermüdet diese kleinen Geister ihrem besungnen Held nachliefen, welcher wie man deutlich merken konnte, von dem vielen Weihrauche mehr und mehr aufschwoll, und durch seine hohen Blicke zu verstehen gab, daß er sich dieses Ruhms allerdings nicht unwürdig erkennte. Endlich erbarmte er sich seiner Clienten, kehrte sich um, und blieb stehen. Dieses vermehrte den Lärm. Die kleinen Seelen stolperten über einander weg, und drängten sich, weil eine jede die nächste seyn wollte. Sie hielten die offnen Hände empor, und sahen alle mit sehnlichen Blicken auf den patriotischen Geldbeutel ihres theuern Gönners, welcher auch in der That großmüthig genug war, und durch eine reiche Spende ihren ehrfurchtsvollen Magen befriedigte. Ich fragte eine davon, welche sich vor andern hervorgethan, und ganz aus dem Athem vergöttert hatte; wer denn dieser berühmte und tugendhafte Mann sey? wie er heiße? wodurch er sich um sein Vaterland so verdient, und eines so ausnehmenden Lobes würdig gemacht hätte? Das weis ich alles nicht, antwortete sie mir kaltsinnig; aber heute ist sein Geburtstag!

Zwo Seelen, die ich anfangs für Bierschröter ansahe, welche aber, wie ich von meinem Begleiter erfuhr, in ihrem Leben Kritici, und ganz abscheulich gelehrte Männer gewesen seyn sollten, verursachten einen grossen Auflauf in der Gegend vor dem Stadtthore, wo sich sonst zu gewissen Zeiten die Ringer und Klopffechter von dem Pöbel bewundern lassen. Sie hatten einander auf die grimmigste Art bey den Haaren angefaßt, und ein jeder bemühte sich, den andern zu überwältigen. Dieser Kampf war merkwür-

dig, aber auch ungewiß, weil sie einander beyde gewachsen waren. Ich war nicht im Stande, einige Nachricht von den Ursachen ihrer Verbitterung zu erfahren: denn alles, was ich noch hören konnte, waren solche Schimpfwörter, welche vielmals der witzigste Kutscher nicht gelernt hat, wenn er auch in seiner Muttersprache noch so starck ist. Endlich fiel der eine mit grosser Heftigkeit zu Boden. Sein Ueberwinder mochte vermuthlich gerechte Sache haben: denn er schlug, aus Liebe zum Vaterlande und zu den schönen Wissenschaften, ganz unbarmherzig mit geballter Faust auf ihn zu. Sie besudelten sich beyde, und erregten einen solchen Staub, daß ich nicht vermögend war, weiter etwas von ihnen zu sehen.

Ich richtete also meine Aufmerksamkeit auf die Umstehenden, welche auf verschiedne Art an diesem Abentheuer Antheil zu nehmen schienen. Einige waren so muthwillig, daß sie durch ein unaufhörliches Huß! Huß! diese erhitzten Vertheidiger der Wahrheit in ihren kritischen Untersuchungen noch mehr anfeuerten, und so oft ein Schlag geschah, so oft bezeigten sie durch ein leichtsinniges Händeklopfen ihren Beyfall; ja, ich sah so gar, daß einige unter ihnen den Kämpfern Geld zuwarfen, wodurch sie dieselben ganz wütend zu machen wußten. Einige der Zuschauer lachten, und diese schienen mir am meisten unpartheyisch zu seyn, weil sie beyde für unsinnig hielten. Andere waren bemüht, die Streitenden aus einander zu reissen; aber, sie bemühten sich nur vergebens, und verschiedne waren so unglücklich, daß sie von ihnen in dieser Unordnung für ihre guten Absichten empfindliche Stöße bekamen. Die meisten nahmen Antheil an dieser Zerrüttung, und es schien beynahe ein allgemeiner Krieg zu werden. Ein jeder schlug seinen Nachbar in die Augen, ohne ihn zu kennen, oder zu wissen, warum? Verschiedne, welche man vorher gar

nicht gesehen noch gekannt hatte, und welche ganz ruhig hätten bleiben können, verliessen ihren Ort, eilten hinzu, und holten sich Schläge, nur in der Absicht, damit man sie kennen lernen möchte, und sie schienen recht vergnügt zu seyn, wenn sie sahen, daß man auch über sie lachte.

Endlich wurden unsre beyden Fechter, welche alle diese Unruhe verursacht hatten, ihres Streits müde. Sie giengen von einander, und ich war so verwegen, den Ueberwinder, welcher den andern von seinem guten Geschmacke so handgreiflich überführt hatte, zu fragen, was die Ursache ihres hitzigen Kampfs gewesen sey. Vermuthlich, sagte ich zu ihm, haben Sie, mein Herr, Sich des wahren Wohls Ihres Vaterlandes angenommen. Vermuthlich haben Sie eine Wahrheit zu vertheidigen gewußt, ohne welche viel tausend Menschen unglücklich hätten werden müssen. Ist es nicht das ewige, so wird es doch wenigstens das zeitliche Wohl ihrer Mitbürger seyn, welches Sie mit Hindansetzung Ihres Ruhms und Ihrer Ehre vertheidigt haben. „Ach! Noch viel mehr! war seine Antwort; „Noch etwas viel wichtigers! Solche Kleinigkeiten gehen mich „nichts an! Bedenken Sie nur einmal, mein Herr, bedenken Sie „nur einmal den Rasenden, den Unsinnigen, das Scheusal der ge„lehrten Welt, den = = O! = = weiter konnte er vor Zorn nichts sprechen. Was ist denn aber das Erschreckliche, das dieser Rasende, dieser Unsinnige begangen hat? „Die gantze Natur möchte sich „entsetzen! antwortete er mir. Abscheulicher ist es niemals erhört „worden! Turnus! Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich „dran gedenke! Ueberlegen Sie es nur selbst! Turnus, spricht der „verstockte Bösewicht, habe blaue Augen gehabt. Und ich, mein „Herr, als ein so berühmter Scholiast, der schon vor zweyhundert „Jahren ein grosser Mann gewesen ist; ich habe es ihm aus einer „Stelle des **Virgils** bewiesen, daß Turnus schwarze Augen hatte,

„und

„ und gleichwohl hat er mir öffentlich widersprochen, da er doch
„ mein Schüler gewesen ist! Ist daß wohl erhört?

Wer war froher, als ich! Nunmehr sahe ich, daß die Welt wohl nicht untergegangen seyn würde, wenn mein Held auch nicht Recht behalten hätte, und ich freute mich, da ich hörte, daß sich ein paar Kunstrichter aus den vorigen Jahrhunderten lächerlich gemacht hatten. Denn, dem Himmel sey Dank! unsre Kunstrichter machen es gar nicht so. Diese untersuchen die gelehrten Wahrheiten ohne die geringste Heftigkeit, ohne Eigenliebe, ohne Vorurtheil. Mitten in ihren Streitigkeiten sind sie bescheiden. Sie geben mit Vergnügen nach, so bald sie überführt werden, daß ihre Meinung irrig ist, und freuen sich, wenn man sie davon überführt. So machen es unsre heutigen Kunstrichter in diesen gesitteten und aufgeklärten Zeiten. Aber vor Alters war es freylich ganz anders!

Dieses waren ohngefehr meine Betrachtungen, welche ich damals bey mir anstellte, und ich hieng ihnen mit solchem Vergnügen nach, daß ich meinen Führer nicht vermißte, welcher sich indessen in die Höhe begeben hatte, und mir, als ich ihm nachsah, winkte, daß ich ihm folgen sollte. Er zeigte mir von fern in der Stadt die ängstliche Beschäftigung einer abgeschiednen Seele. Wir begaben uns näher hinzu, und ich ward gewahr, daß sie sehr verhungert aussah. Sie schwärmte um einen prächtig vergoldeten Wagen, welcher vor dem Hause eines Kaufmanns hielt, dessen Name mir wohl bekannt war, sehr vielen aber in der Stadt noch bekannter, als mir, ist, weil sie seinen Staat durch ihren Vorschuß unterhalten müssen. Anfänglich war ich zweifelhaft, was die Absicht dieser unruhigen Seele seyn müßte, und beynahe hätte mich die zerrißne und übelgeflickte Kleidung auf die argwöhnischen Gedancken gebracht, es sey eine von denen Seelen, welche in der Welt eine doppelte Berufsarbeit haben, und die Reisenden entweder um ein Allmosen ansprechen, oder be-

stehlen. Allein ich merkte meinen Irrthum, als ich näher kam, und sah, daß es die wirthschaftliche Seele des Vaters von diesem jungen Kaufmanne war. Ich erinnerte mich, ihn in seinem Leben gekannt zu haben. Er war der Reichste dieser Stadt, und darum merckwürdig, weil er sich, mit ökonomischen Händen, die Schuhe und Strümpfe selbst geflickt, und es vor allen seinen Mitbürgern in der Kunst, zu hungern, am weitesten gebracht hatte. Wohl nimmermehr hätte er geglaubt, daß sein landüblicher Wucher und seine exemplarische Sparsamkeit dem Sohne Gelegenheit geben sollte, sich mit lachendem Muthe, und vollen Händen, desjenigen zu entschütten, was er unter Sorgen und Kummer einzeln zusammen gescharrt hatte. Und eben dieses war die beständige Marter, welche seine abgeschiedne Seele seit ihrer Trennung vom Leibe gequält hatte. Jeder Tag gab dem Sohne eine neue Gelegenheit zur Verschwendung, und also auch jeder Tag dieser Seele eine neue Art von Peinigung.

Eben itzt hat sich der Kaufmann eine Kutsche machen lassen, welche gleich so viel kostete, als sein Vater durch eine vorsichtige Abschwörung eines eigenhändig ausgestellten Wechsels sich und seinen Nachkommen zum Besten verdient hatte. Hätte wohl unsrer Seele irgend etwas empfindlicher seyn können, als dieses? Wohl hundertmal versuchte sie den Kutscher vom Sitze zu werfen, aber vergebens. Dieser war zu körperlich, und die Seele zu ätherisch. Sie fiel den Pferden in den Zügel, sie braußten; weiter konnte sie nichts thun.

Sie verließ also diesen unglückseligen Wagen unter vielen Vermaledeyungen, und schwang sich auf einmal in die Zimmer ihres Sohnes. Ich folgte ihr aus Neugierde nach, und sahe Wunder. Was konnte ihr erschrecklicher seyn, als der Anblick des kostbaren Porcellans, der prächtige Aufsatz von Gläsern, und der Glanz etlicher Spiegel, in welchem allem leider ein todtes Capital von vielen

tausend Thalern lag? Dreymal stampfte sie auf das sündliche Canapee. Fünf und achtzig Thaler! rief sie, und seufzte. Eine vergoldete Tapete machte ihr eine neue Beängstigung. Sie fiel auf das Gold zu, sie suchte es abzukratzen; aber freylich vergebens. Hundert Vorwürfe zeigten sich ihr, aber auch hundert Höllenmartern. Endlich erblickte sie ein Contobuch. Dieses schien ihr einige Erquickung zu geben. Sie las, sie ward ruhig; aber diese Ruhe war nur von kleiner Dauer. Denn in dem Augenblicke trat ihr Sohn in das Zimmer, hielt ein sauber beschriebnes Pergament in der Hand, auf welchem ich das Wort, Von, deutlich sehen konnte. Er gieng zur Casse, vermuthlich in der Absicht, seine ritterlichen Verdienste geltend zu machen. Welcher entsetzlicher Anblick für unsere Seele! So gar das Contobuch ließ sie liegen. Sie eilte zur Casse, sie setzte sich drauf, sie stemmte sich nach äusserstem Vermögen, deren Aufschließung zu verhindern, sie suchte sich des unglückseligen Pergaments zu bemächtigen; aber alles vergebens! Der Kaufmann schloß mit der grösten Zufriedenheit seine Casse auf. Er langte einen Beutel heraus, welcher wenigstens so wichtig war, als sechzehn Ahnen, und gieng im Triumphe davon. Nimmermehr werde ich die Verzweiflung vergessen, welche unsre Seele von sich blicken ließ. Sie blieb ganz trostlos auf der Casse liegen. Sie umarmte dieselbe, und rief mit wimmernder Stimme einmal über das andere: O Levi! O Marx! Diese Angst gieng mir nahe. Ich wollte sie trösten. Ich wollte mir von der Ursache ihres Kummers nähere Nachricht geben lassen. Ich nahm sie freundlich bey der Hand, und sagte: „Geben „Sie mir doch . . . Was! Geben! rief sie; ich bin selber ein „armer unglücklicher Mann! Helf euch Gott! So ein grosser „Bengel kann arbeiten! Geht ins Allmosen!„ Diese Antwort verdroß mich; ich eilte davon.

Ich bezeigte gegen meinen Führer wegen verschiedner Ursachen ein Verlangen, aus der Stadt, und wieder an dem Orte zu seyn, wo

wir uns vorher befunden hatten. Er war so gefällig, mich ohne Weigerung dahin zu begleiten. Wir stunden stille, und sahen uns um, ob wir irgendwo eine Seele in einer Beschäftigung erbliken möchten, welche unsre Aufmerksamkeit verdiente. Indem rief jemand hinter mir mit einer gebieterischen Stimme: Vorsehn! Ich sprang auf die Seite, in der Meinung, es wäre vielleicht die abgeschiedne Seele eines Sänftenträgers. Wie groß war nicht meine Verwunderung, als ich an deren Stelle einen Schatten sahe, dessen Kleidung machte, daß ich, nach der Gewohnheit unsrer Stadt, den Hut vor ihm abzog. Er dankte mir mit einer stoltzen Miene, welche mich bewog, ihm näher in die Augen zu sehen, und ich fand in seiner Gesichtsbildung eine lächerliche Vermischung von Scheinh : : : chmü : : : jüdischen und niederträchtigen : : : : usuraria : : : und Waisen : : : dennoch eifern : : : kurz : : : ärger : : : tüffens *. Unter seinem Arme hielt er ein Buch, welches sehr

* In dem eingesandten Manuscripte findet sich hier eine große Stelle, welche, man weiß nicht, durch was für einen unglücklichen Zufall, vermuthlich aber auf der Post, dergestalt zerrieben, und unleserlich gemacht worden, daß man, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht im Stande gewesen ist, den eigentlichen Innhalt zu errathen, und die Lücken auszufüllen. Dieser Verlust ist höchlich zu bedauren, weil dadurch die gantze Erzählung so dunkel und unverständlich gemacht worden ist, daß man gar nicht errathen kann, wer eigentlich dieser Schatten gewesen seyn müsse, welchen der Herr Verfasser im Traume gesehen hat. Die Kürze der Zeit hat es nicht erlauben wollen, ihn um eine Erläuterung darüber zu bitten, zumal da es demselben gefallen hat, den eigentlichen Ort seines Aufenthalts zu verschweigen. Inzwischen ersucht man denselben um eine vollständige Abschrift seines Charakters. Man hat es ohne sein Vorwissen nicht wagen wollen, solchen gäntzlich heraus zu lassen, und der Eingriff würde zwar vielleicht gelehrt, aber dennoch strafbar gewesen seyn, wenn man solchen selbst hätte ergäntzen, und unsre Arbeit für das Original desselben hätte ausgeben wollen. Der beste Rath hat dieser zu seyn geschienen, wenn man

sehr gebraucht zu seyn schien. Ich konnte aber auf dem Titel weiter nichts lesen, als die Worte: Der allzeit fertige ꝛc. Er schien sehr tiefsinnig zu seyn, und murmelte etwas zwischen den Zähnen, wovon ich noch dieses ganz eigentlich verstund: Der Ketzer hätte mir gar wohl acht pro Cent geben können! Ich fragte meinen Begleiter, ob er diesen verkappten Wuchrer kenne? Er legte mir aber die Hand auf den Mund, und warnte mich, nicht ein Wort mehr von ihm zu reden.

Die Nachricht, daß sich die Seele des **Cicero** in Gesellschafft verschiedner Griechen und Römer in dem Garten eines nicht weit von hier gelegnen Landguts habe bliken lassen, machte unter allen Geistern eine große Bewegung. Ein jeder eilte aus Neugier dahin, und ich selbst war unter dieser Zahl. Der Anblik vergnügte mich, und seine Mienen, welche etwas großes zeigten, prägten mir alle diejenige Ehrfurcht ein, welche man dieser patriotischen Seele schuldig ist. Ich bemerkte inzwischen dennoch etwas niedergeschlagenes an ihr, welches von einer Scham herrührte, die ich nicht errathen konnte. Um deswillen nahm ich Gelegenheit mich bey einem Schatten, welcher dem **Cicero** folgte, und sein Freygelassner gewesen seyn mochte, darnach zu erkundigen. Er hat wohl Ursache, antwortete mir dieser, niedergeschlagen und beschämt zu seyn, weil er erfahren, daß man ihn in eurem Lande den unerbittlichen Händen

man die gantze Stelle aufs sorgfältigste so druken ließe, wie sie in dem Manuscripte noch zu erkennen gewesen. Vielleicht erlangt man dadurch bey denienigen Gelehrten einen großen Beyfall, welche in dergleichen Art von verstümmelten Schrifften, in denen kein Verstand ist, die größte Weisheit suchen, und ihren Namen durch deren mühsame und wichtige Ergänzungen zu verewigen gedenken. Man erwartet von den deutschen **Grutern** und **Gronoven** alle billige Erkenntlichkeit für die kritische Aufgabe, und will nur wünschen, daß durch deren Untersuchung nicht zu neuer Heftigkeit und Verbitterung in der gelehrten Republik Anlaß gegeben werden möge!

eines Geschlechts Preis gegeben, welches, unter dem Vorwande, ihn zu ehren, ihn lächerlich, und, wenn es hoch kömmt, aus einem römischen Consul zu einem lateinischen Sprachmeister macht. Die größte Betrübniß für ihn ist noch diese, daß er wegen dieser Mishandlung sich bey den Göttern seines Landes beschwert, aber zur Antwort erhalten hat, eben dieses sey die Strafe, wozu ihn Pluto verdammt, weil man ihm Schuld gegeben, daß er zum öftern viel Eitels, und einen unanständigen Hochmuth an sich habe blicken lassen, welcher nicht besser gezüchtigt werden könne, als durch ewige Commentatores Ich erschrack über dieses strenge Urtheil des Pluto, welches mir fast unglaublich vorkommen wollte, wenn ich nicht durch folgende Begebenheiten darinnen bestärckt worden wäre.

Ohngefähr hundert Schritte von uns erblikten wir eine Menge tiefsinniger Seelen in bestaubter Kleidung. Ihre Schritte waren ernsthaft, und ihr Gang monarchisch Sie schienen sehr uneinig unter einander zu seyn, und je näher sie uns kamen, desto deutlicher hörte man ihren Streit, so gar, daß ihr Anführer sich umkehren, und mit drohender Faust, und einem fürchterlichen: Me Dius fidius! Friede gebieten mußte. Dieser Aufzug schien die Seele des Cicero sehr zu befremden. Er vermuthete sich eines wichtigen Antrags, und glaubte, wie ich nach dem erfuhr, daß es vielleicht Gesandten eines auswärtigen Volks, oder so genannter Barbaren, wären, welche sich aus Hungersnoth gezwungen sähen, bey dem Rathe und Volke um Brod aus Sicilien oder Aegypten anzusuchen. Er empfieng sie mit einer mitleidigen Miene; aber wie sehr erstaunte er nicht, als der Anführer dieser Proceßion ihm eine sehr wunderliche Verbeugung aus dem Alterthume machte, welche nach Grävs Berichte zu den Zeiten des Ennius unter den Stutzern in Rom Mode gewesen seyn soll. Cicero hielt diesen ersten Anfall standhaft aus, und es schien, daß er den Vortrag mit einer Ungedult erwartete.

tete. Dieser erfolgte endlich, nachdem der Orator dieser Gesandtschaft sich unter vielen Verzuckungen in die gewöhnliche rhetorische Positur gesetzt, und mit wiederholter Verbeugung ihm ein erschrecklich großes Büch überreicht hatte, welches viere der stärksten seiner Collegen auf ihren Schultern trugen, und auf dessen Rücken die Worte glänzten: OPERA OMNIA. Cicero entsetzte sich ein wenig über diese ausländische Maschine; noch aufmercksamer aber ward er, als ihn der Anführer folgender gestalt anredete: Omnia, si quid est in me ingenii, quod sentio, quam sit exiguum . . . exiguum . . . quod sentio, quam sit exiguum. Vermuthlich mochte diese unumstößliche Wahrheit die Kräfte unsers Demosthenes so sehr mitgenommen, oder auch der Anblik des Cicero, welchen er sich ganz anders vorgestellt hatte, eine so große Verwirrung in seinem Gemüthe verursacht haben. Er hielt eine lange Weile innen, und ließ dem Cicero Zeit, sich von seiner Verwunderung zu erholen, welcher von der ganzen Anrede nicht ein Wort verstanden hatte, und seinen Atticus fragte: Was dieses für eine Sprache sey? Denn darauf wäre er wohl niemals gefallen, daß dieses lateinisch seyn sollte, so fremd und unvernehmlich kam ihm die Aussprache vor. Endlich erholte sich unser Redner, nachdem er seine Zuflucht zum Hute genommen, in welchem das Concept lag. Er versicherte dem Cicero in dem feinsten und in ciceronianischem Lateine, daß er und seine Gesellschaft für Freuden ausser sich wären, und diesen Tag mit einem weissen Steine bezeichnen wollten, an welchem sie das Glük gehabt, denjenigen kennen zu lernen, welcher zu seiner Zeit das schönste Latein geredet, und dessen Gelehrsamkeit ihnen zu Erlangung der Leibesnahrung und Nothdurft dienlich gewesen wäre. Er rühmte besonders seine eigene Wenigkeit, da er an den Schriften des Cicero das Werk der Liebe und Barmherzigkeit erzeigt, und sie in gegenwärtigem bequemen Formate durch die kostbaren und tiefsinnigsten Noten, durch Sammlung aller nur ersinn-

lichen Lesarten, und durch ein erstaunendes Register brauchbar, und zugleich ihrer beyden Namen unsterblich gemacht habe. Zum Schlusse beseufzte er die verstockte Blindheit seiner deutschen Landsleute, welche von einem Gelehrten noch etwas mehr, als lateinisch, fodern wollten, und sogar anfiengen, die Heiligthümer Latiens durch eine Sprache, welche in Deutschland auch der Pöbel verstehen könnte frevventlich zu entweihen. Hier beschloß er seinen Vortrag mit einem freudigen Dixi! und Cicero, welcher überdrüßig seyn mochte, einem ihm unanständigen Gewäsche zuzuhören, antwortete nichts weiter, als: Cura, vt valeas! und ließ ihn stehen.

Seine Abwesenheit bewog uns, diesen Ort auch wieder zu verlassen. Wir kehrten zurück, und es begegnete uns eine Seele, welche sich uns mit taumelnden und schleichenden Schritten zu nahen schien. Sie dehnte sich, sie wischte die Augen, und gähnte zu zweyen malen so laut, daß ich stehen blieb, um zu sehen, ob sie aufwachen, oder einschlafen würde. Nach einer langen Weile kam sie uns so nahe, daß ich weichen mußte, aus Furcht, von ihr getretten zu werden. Mein Führer winkte mir, und ich merkte bald, seine Meinung wäre, daß ich mich in ein Gespräch mit ihr einlassen sollte. Ich that es, und redete sie mit lauter Stimme an, um sie zu ermuntern. Kaum aber hatte ich ein paar Worte gesagt, als sie die Augen erschreklich weit aufsperrte, die Arme von sich strekte, auf den Rasen niedersank, und weiter nichts sagte, als: **Gute Nacht!** und in dem Augenblicke schlief sie auch sanft und ruhig.

Ich war verdrieslich, daß ich mich von meinem Führer hatte bewegen lassen, diese träge Seele anzureden. Er lachte aber nur, und sagte: Ich habe wohl gewußt, daß es dir nicht anders gehen würde, als wie es mir, und noch vielen hundert Seelen gegangen ist, welche mit ihr haben reden wollen. Dieses ist eben die Seele des berühmten Träumers, welcher in seinem Leben so oft auf dem hambur-

burgischen Walle nur darum spatzieren gefahren ist, daß er in seiner Kutsche desto gemächlicher schlafen könnte. Eben darinnen bestund seine einzige Arbeit. Keine Leidenschaft hat ihn jemals stören können. Dieses brachte ihn zu einem feißten Körper, und sehr hohen Alter. Man hat niemals zuverläßig erfahren können, wie lange er gelebt habe; so viel aber ist gewiß daß er etliche fünfzig Jahr geschlafen hat. Seine Voraltern hatten in ihrer Handlung durch eine unermüdete Arbeit und Wachsamkeit so viel erworben, daß ihr Sohn mit der größten Gelassenheit schlafen konnte. Er ist eben derjenige, welcher die Sonne in seinem ganzen Leben nicht hat aufgehen sehen. Es ist lächerlich genug, wenn es wahr ist, was mir einige Schatten von ihm erzählt haben. Sie sagen, es sey noch sehr früh und in der Morgendämmerung gewesen, als er gestorben. Seine Seele habe sich anfangs gar nicht entschliessen können, sich von dem Bette zu entfernen, worinnen es ihr so lange Jahre wohl gegangen, und worinnen sie jederzeit ihre größte Glückseligkeit gefunden. Endlich sey sie doch genöthigt worden, solches zu verlassen, weil sie der Lärm, und das geschäftige Bezeigen ihrer Hinterlaßnen beunruhigt, und beynahe munter gemacht hätte. Sie habe sich mit halbgeschloßnen Augen aus dem Zimmer gewagt, und sey gleich zu der Zeit in diese Gegend gekommen, als die Sonne hervorgebrochen. Dieser Anblik sey ihr so unerträglich gewesen, daß sie die Hand vor das Gesicht gehalten, und getaumelt habe; nicht anders, als ein Gefangner, welcher viele Jahre unter der Erde gesessen hat, und auf einmal an das Tageslicht kömmt. So viel ist indessen gewiß; so lange ich ihn kenne, so lange hat er sich auch in dieser Gegend aufgehalten, wo er noch itzt schläft, ohne sich zu bekümmern, wo er eigentlich sey, oder was um ihn herum vorgehe. Einige seiner Landsleute haben mich versichert, daß er beständig träge, und unempfindlich gewesen, und wenn er auch gegessen, getrunken, oder sonst etwas gethan, was er zur Erhaltung seines Körpers unumgänglich thun müssen: so habe

man doch eigentlich gemerkt, daß es mit der größten Schläfrigkeit geschehen sey. Zuweilen hat er ausgesehen, wie ein andres vernünftiges Geschöpf, welches wacht; so bald er aber angefangen, den Mund zu bewegen, wie ein wachender Mensch, welcher reden will, so hat man gleich gemerkt, daß er in der That sehr fest geschlafen: denn seine Worte sind eben so verwirrt, und ohne Verstand gewesen, wie die Worte derer sind, welche man noch vor Mitternacht in ihren Träumen stört. Unterdessen hat er doch ein sehr exemplarisches Ende genommen. Anfänglich ist er ungemein unruhig gewesen als ihm sein Seelsorger auf des Arztes Anrathen die Nachricht gebracht, daß er sterben müsse. Er hat durchaus davon nichts hören wollen. Bey den erbaulichsten und tröstlichsten Beschreibungen von der Glückseligkeit jenes Lebens hat er mit dem Kopfe geschüttelt. Als aber sein Beichtvater von ohngefähr die Worte sagte: Wie glückselig sind die, welche zur ewigen Ruhe gelangen, und selig entschlafen! so drükt er ihm die Hände, gähnt ihn an, und stirbt.

Diese Erzählung machte, daß ich noch einige Zeit vor dieser träumenden Seele stehen blieb. Ich konnte sie nicht ohne Mitleid ansehen. Wie unglückselig, dachte ich bey mir selbst, ist so ein Mensch, welcher in der Welt lebt, ohne im geringsten die Pflichten zu erfüllen, die er sich und seinen Mitbürgern schuldig ist. Seine Trägheit verhindert ihn, des Vergnügens zu genießen, welches ihm tausend angenehme Gegenstände zeigen. Wäre er nur einiger massen aufmerksam, so würde er nicht einen Schritt thun können, ohne die Pracht der Natur zu bewundern, in welcher sich die Größe des allgemeinen Schöpfers entdekt. Er genießt sein Vermögen nicht, weil er es, wenn es hoch kömmt, nur anwendet, sich durch unordentliches Essen und Trinken in seiner Trägheit zu erhalten. Des edlen Vergnügens muß er entbehren, welches diejenigen empfinden, die Gelegenheit suchen, auch andere glücklich, und durch eine vorsichtige Austheilung ihres Vermögens mehr als eine Nachwelt sich verbindlich

bindlich zu machen. Sein Leben ist ein beständiger Tod, und eine Marter für diejenigen, welche mit Schmertzen auf sein Absterben warten, weil er erst alsdann anfängt, ihnen nützlich zu werden.

Ich glaube, ich wäre in diesen ernsthaften Betrachtungen noch weiter fortgefahren; ehe ich mir es aber versahe, bekam ich mit einem Prügel einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß ich gantz schwindlicht darüber ward, und daß mir der Huth auf die Erde fiel. Ich kehrte mich voll Verdruß um, in der Absicht, denjenigen zu sehen, welcher vermögend wäre, dergleichen niederträchtige Grobheit zu begehen. Ihr seyd sehr unbescheiden, mein Freund, fuhr ich ihn mit Heftigkeit an, daß ihr Leuten, die ihr nicht kennt, und die euch nichts gethan haben, auf eine so ungeschliffne Art begegnet! Und ihr seyd ein ziemlicher Narr, wie ich mercke, versetzte er mit einem lauten Gelächter, daß ihr einen witzigen Schertz übel nehmt. Merkt ihr denn nicht, daß ich ein satirischer Kopf bin? Diese unverschämte Antwort bewog mich ihn genauer anzusehen, und ich entsann mich, ihn gar wohl gekannt zu haben, weil er erst vor einem Jahre gestorben war, und sich über einer Satire zu Tode geschimpft hatte.

Ich war durch diese verdriesliche Begebenheit so unruhig geworden, daß ich befürchtete, es möchte mir vielleicht noch ein witziger Kopf aufstossen, und mich braun und blau satirisiren. Um deswillen that ich meinem Begleiter den Vorschlag, daß wir uns in eine schattigte Gegend zurück ziehen wollten, welche vor uns lag, und von der ich glaubte, daß es darinnen, wo nicht einsamer, doch sicherer seyn würde.

In beyden betrog ich mich. Ich erblickte daselbst eine große Gesellschaft, die meistens aus Frauenzimmern bestund. Weil sie in eben der Stadt gelebt hatten, wo ich mich aufhielt, so kannte ich sie alle, und ich fand ihre Beschäfftigungen nicht im geringsten verändert.

dert. Sie spielten, sie trancken Caffee, manche redeten gar nichts, die meisten aber schlugen ein so lautes Gelächter auf, daß ich begierig ward, diese zu erst zu beobachten. Ich nahte mich ihnen; ich hätte aber nicht gemeint, daß eben ich die Ursache dieser allgemeinen Lebhaftigkeit und Freude gewesen wäre. Je näher ich kam, desto heftiger fiengen sie an, zu lachen. Ich verlangte von ihnen die Ursache zu wissen; aber sie waren so boshaft, und sagten mir solche nicht. Doch eine von ihnen, um welche ich mich in ihrem Leben, durch ein gantz artiges und sinnreiches Sonnet auf ihren Mops, sehr verdient gemacht hatte, war so dankbar, und half mir aus meiner Verwirrung. Ich will es Ihnen nur sagen, sprach sie zu mir, warum wir so lustig sind. Wir hatten schon viel Stunden lang in der verdrieslichsten Stille beysammen gesessen, ohne ein Wort zu reden, weil wir müde waren, die Trachten, den Gang, und die Mienen aller der Seelen, die bey uns vorbey gehen mußten, zu beurtheilen. Auch mit den Abwesenden waren wir bereits fertig; ja, was das allerbetrübteste war, so waren wir auch schon darüber einig, daß es heute schönes Wetter wäre. Wir sahen einander ganz niedergeschlagen und verdrieslich an, die Zeit war uns lang, und wenn dieser artige Herr hier, einer von meinen ehemaligen Schäfern, den Sie noch wohl kennen müssen, nicht zuweilen gepfiffen hätte, so glaube ich, wir würden vor langer Weile gar eingeschlafen seyn. Von ohngefähr erblickten wir Sie von weitem, und zwar in einer Positur, die wichtig genug war, daß wir alle aus vollem Halse lachten. Hier hielt sie inne, stemmte beyde Arme in die Seite, und fieng von neuem mit ihrer ganzen Gesellschaft ein so lautes Gelächter an, daß ich ganz beschämt da stund. Merken sie es denn noch nicht? fuhr sie fort, als sie einiger massen sich erholt hatte. Um des Himmel willen, sehen sie doch ihren Huth an, wie bestaubt er aussieht! wenn dieses allein an mir das Lächerliche ist, antwortete ich, so kann ich ihm bald abhelfen. Ich erzählte ihnen, daß mir ihn ein witziger Geist

vom

vom Kopf gescherzt hätte, wodurch er eben so staubicht geworden wäre. Ich machte ihn wieder rein, und dadurch benahm ich ihnen auf einmal diese reiche Materie ihrer Lebhaftigkeit, so, daß sie von neuem in ein tiefsinniges Stillschweigen verfielen, und ich selbst nicht länger Lust hatte, mit ihnen zu gähnen.

Ich schlich mich um deswillen unvermerkt fort, und traf nicht weit davon, in Gesellschaft andrer Frauenzimmer, die Seele eines Stutzers an, welcher in seinem Leben eben diese Gesellschaft durch seine Einfälle ergetzt hatte, die sie damals galant, ungezwungen, sinnreich, und, ich weis selbst nicht mehr, wie vortreflich nannten. Ich fand ihn aber, wider die Natur der andern abgeschiednen Seelen, ganz verändert. Er war stumm, trocken, nicht eine einzige Person in der Gesellschaft schien das artige und witzige Wesen, so er vormals gehabt an ihm zu finden. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung darüber. Er zukte die Achseln, und versicherte mich, er sey die Unglückseligste unter allen Seelen. Sein Absterben sey ihm so plötzlich und unvermuthet gekommen, daß er in der Eil weder Uhr, noch Stokband, noch Tabaksdose mit sich genommen. Drey Sachen, rief er, in welchen meine gantze Lebhaftigkeit, mein ganzer Wiz bestund! Was ist doch der Verstand eines Stutzers ohne diese Stücke? Wenn ich einen artigen Schertz machen will, so vermisse ich mein Stockband, und meine feinen Einfälle auf einmal. Ich bin nicht im Stande, das geringste Urtheil von Staats- und gelehrten Sachen, ja nicht einmal von einem Gedichte zu fällen, weil ich keine Prise Taback nehmen kann! Ich bedauerte diesen entkräfteten Stutzer um desto aufrichtiger, da ich schon in meinem Leben dergleichen Geschöpfe niemals ohne hertzliches Mitleiden ansehen können. Ich war nicht im Stande, ihm zu seinem Witze wieder zu verhelfen; um deswillen ersann ich eine Ursache, welche mich, wie ich vorgab, nöthigte, ihn zu verlassen.

Mein

Mein Begleiter war eben im Begriffe, mir die bekannte Geschichte von der abgeschiednen Seele eines Harlekins zu erzählen, welche ihre bunte Kleidung und mit dieser allen Harlekinsverstand verloren hatte; als wir durch ein neues Abentheuer gestört wurden. Eine Frauenzimmerseele, die ich nicht wahrgenommen hatte, weil ich ihr den Rücken zukehrte, war mir nachgeschlichen, und fiel mir von hinten zu um den Hals, um welchen sie die eine Hand schlug, mit der andern aber die meinige auf eine so zärtliche Art drückte, daß ich aus dieser wollüstigen Beredsamkeit mehr errathen konnte, als wenn sie sich mündlich erklärt hätte. Ich konnte leicht mercken, daß es eine von den irrenden Schönen wäre, und die Dunkelheit des einsamen Orts, wo wir uns befanden, vermehrte meinen Verdacht. Sie schien in mich so verliebt zu seyn, als eine Person von dergleichen Charakter zu seyn fähig ist. Ich spürte deutlich, daß sie alle Augenblicke erhitzter, und in ihrer Vertraulichkeit immer unverschämter ward. Ich war begierig, dieser dreisten Schöne ins Gesichte zu sehen. Ich fand ein Mittel, mich von ihren Armen loszumachen. Ich wandte mich um. Welcher Anblick! Ich sprang zurück! Bist du es? sagte sie, und gieng kaltsinnig fort. Meine Leser werden es wohl ohne Note errathen können, daß dieses die Seele meiner Frau war. Sie hatte mich verkannt, darum that sie freundlich. So bald sie mich sah, ward sie verdrüßlich, und floh. Ich freute mich, daß sie gieng. Wird nunmehr jemand noch zweifeln, daß unsre Seelen nach dem Tode eben dasjenige thun, was sie am meisten in ihrem Leben gethan haben?

Ein ängstliches Wimmern, welches ich nicht weit von mir hinter einem diken Gesträuche hörte, machte mich aufmerksam. Ich eilte aus Mitleid hinzu, weil ich gewiß glaubte, es müßte diese ächzende Seele ein großes Unglük betroffen haben. Ich fand sie unter einer Buche liegen, in der Kleidung, wie die Dichter, und unsre Comödianten ihre Schäfer vorstellen. Er hielt einen Hirten-

stab

stab in der Hand, an welchem ein grünes Band hieng, welches er unter tausend Seufzern mit solcher Entzückung küßte, daß er mich nicht eher gewahr ward, als bis ich bey ihm stund. Endlich sah er mich mit zerstörten Blicken an. Er sprang auf, fiel vor mir nieder, umfaßte meine Knie. „Grausame! rief er; hast du dich doch end„lich bewegen lassen? Ich sehe schon, anbetenswürdige Sylvia, „ich sehe schon in deinen Augen das Mitleid, welches du gegen den „unglückseligen Thyrsis hegst!

„Ach strenge Sylvia! warum verachtst du mich?
„Die Sonne brennt, und wirft die Stralen unter sich;
„Luft, Feld, und Erde brennt, die kühlen Steine brennen
„Von Flammen, die auch schon die jungen Lämmer kennen;
„Dein Thyrsis aber fühlt mehr, weder alle Pein;
„Und du alleine nur willst Schnee und Kälte seyn?
„So bald ich neulich dich, (du wirst es wohl noch wissen)

Du irrst dich mein Freund, sagte ich zu ihm, ich bin nicht deine Sylvia, und dennoch = = = „Ja, verstelle dich nur, rief er mit einer „rechten Schäferwut, verstelle dich nur, du mörderische Schöne! „Freylich bist du nicht meine Sylvia! Menalks Sylvia bist du! „Glückseliger Menalk! Verlaßner Thyrsis! Ich habe es mit mei„nen Augen gesehen, daß Menalk den Straus auf seinem Huthe „getragen, den ich für dich, nur für dich allein, gebunden hatte. „Ich setzte dich zur Rede, die Hirten wissen es alle. Du antwor„tetest mir nicht einmal! Du eiltest von mir! Du giengst zu deiner „Heerde! Unempfindliche Schäferinn! Sind meine Flammen „strafbar, so strafe mich; aber strafe vorher dich selbst, denn nur „die Blitze deiner Augen sind es, welche mich in Brand gesetzt haben.

„Wer böse Zauberey getrieben,
„Dem wird das Feuer sonst in Rechten zuerkannt.

„ Ich weis von solcher nichts, und wollte nur was lieben,
„ Und werde doch darum verbrannt.
„ Der Richter, welcher mich so grausam will verdammen,
„ Schlägt selbst das Feuer auf, und trägt das Holz zusammen.

Nunmehr fieng mir an, beynahe Angst zu werden, und ich wünschte mir, aus den Händen dieser schwärmenden Seele befreyt zu seyn. Er hielt meine Knie so fest umschlossen, daß es nicht möglich schien, mich von seiner Zärtlichkeit frey zu machen. Endlich aber gelang es mir. Ich wollte zurück; aber dadurch ward mein Schäfer ganz außer sich gebracht. Er faßte mich von neuem bey der Hand, und sagte: „ O Sylvia! ich bitte dich bey den Göttern dieser Flur! „ Höre einmal auf, grausam zu seyn! Wenn dein Herz nicht noch „ härter ist, als jene Felsen, so laß dich mein Unglück rühren! Laß „ mich seufzen! Ich beschwöre dich bey den Nymphen, welche dort „ hinter jenem Busche lauschen, und bey den crystallnen Fluthen, „ welche hier über diese Kiesel rollen, habe Mitleiden mit dem Un„ glückseligsten!

„ Laß mich seufzen, laß mich klagen,
„ Und den stummen Buchen sagen,
„ Wie mich Sylvia gequält!
„ Gönnt mirs, ihr verschwiegnen Bäume,
„ Daß ich von der Marter träume,
„ Die mein Mund so oft erzählt!
„ Laß mich seufzen, laß mich klagen,
„ Und den stummen Buchen sagen,
„ Wie mich Sylvia gequält! „

Hier konnte ich mich nicht länger enthalten, über diesen Opernschäfer zu lachen. „ Und du lachst noch! schrie er, indem er von der „ Erde aufsprang. Und du spottest noch mit meiner Verzweiflung!

„ Nun

„ Nun weiß ich Aermster nicht, was weiter übrig ist,
„ Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke,
„ Vielleicht liebst du mich todt, weil ich dich lebend kränke. „

Kaum hatte er diese Worte gesagt, als er von mir, und in die Sträucher eilte!

Ich erschrack; ich befürchtete, seine Verzweiflung dürfte nicht ohne Würkung seyn. Ich wollte ihm nachgehen, um seiner Raserey Einhalt zu thun; aber mein Führer hielt mich zurück. Du kannst gantz ruhig seyn, sagte er. Dieses ist der Schatten eines von den Schäfern, welche ihr Leben am höchsten bringen, wenn sie alle Tage verzweifeln, und welche sich niemals besser aufbefinden, als wenn sie von Gift und Dolche reden. Er war in seinem Leben sehr zärtlich, und glaubte, für keine Creatur schicke es sich besser zärtlich zu seyn, als für einen Schäfer. Er ward also ein Schäfer, nur in der Absicht, damit er recht regelmäßig seufzen könnte. Tag und Nacht war er beschäftiget, durch Lesung solcher Schriften sich vollkommen zu machen, welche von Feuer und Flammen rauchten, und von verliebten Mord und Todschlägen voll waren. Und eben dadurch gerieth sein Gehirn in solche Unordnung, daß er, als ein arkadischer Don Quischott, auf Abentheuer ausgieng. Diese grausame Sylvia, für welche er dich ansah, ist nirgends anders, als in seiner Einbildung möglich gewesen. Sein ganzes Leben hat er in dergleichen Entzückung zugebracht, und noch auf dem Todbette hat er von nichts, als Klee und Milch, geredet; ja so gar den Arzt, als ihm dieser an den Puls fühlen wollen, hat er auf dem Rucken gestreichelt, weil er ihn für seinen Hylax hielt. Du darfst dich also nicht wundern, daß er dich schlechterdings zu seiner Sylvia machen wollte. Ich glaube nicht, daß außer ihm in der gantzen Welt noch ein Schäfer gewesen ist, welchen seine verderbte Einbildung so gar sehr wahnwitzig gemacht; doch soll es, wie man mir gesagt hat, noch

hin und wieder verschiedene Seladonchen geben, welche einen ziemlichen Ansatz zu dieser hitzigen Kranckheit haben.

Zum grösten Unglücke entdeckte mich der Schatten meines ehemaligen Barbiers. Es war nicht möglich, ihm aus dem Wege zu gehen, so sehr ich es auch wünschte, weil ich mich noch wohl erinnerte, wie unerträglich er in seinem Leben, durch sein unermüdetes und politisches Geschwätz, gewesen war. Es half aber nichts, ich mußte mich gefaßt machen, seine tiefsinnigen Beurtheilungen von Staatssachen noch einmal auszuhalten. Die Freude war ganz außerordentlich, die er darüber bezeugte, daß er mich hier sehen sollte. Hundert Fragen that er an mich, und ließ mir nicht Zeit, eine einzige zu beantworten. „Sie sind doch allemal fein gesund „gewesen? sagte er; Sie haben sie doch alle wohl verlassen? „Und ihre Jungfer Muhme? = = = Sie werden mich wohl verstehen? „Nun das will ich eben nicht sagen. In der That wollte ich ihr „es gönnen. Das Mädchen ist gut. Lebt denn der alte Hauptmann „noch? Ich habe tausend Spaß mit ihm gehabt. Was „ich Ihnen sage. Der konnte recht erzählen, wenn er bey Humor „war! Den pommerschen Krieg, den wußte er auf ein Haar! „ohne Flatterie! Er würde gewiß ganz anders abgelaufen seyn, „wenn er nicht abgedankt hätte. Aber hören Sie nur an. Ich „weis nicht, das Ding sieht sehr bunt aus. Mit meinem Willen „ist es gar nicht geschehen, daß Prinz Carl übern Rhein gieng. „Es war doch nun mit alle dem, wie es war. Der Franzose, es „mag nun seyn, wie es will, er ist doch einmal der Franzose, und „ein Christ, so gut als wir. Was ich Ihnen sage. Er hätte es „können bleiben lassen. Mit alle dem mag der Rhein ein ziemlich „breites Wasser seyn. Aber hören Sie nur an. Ich denke, ich „denke, es soll bald anders werden. Der eine von den Herren „Cantons = = Ich will es Ihnen schon einmal erzählen, wenn wir

„allein

„ allein seyn werden. Vor den Türken? Ach! der Bluthund, der
„ darf sich nicht breit machen! Was ich ihnen sage. Das merkte
„ ich gleich im voraus, ohne Flatterie. Meine Großmutter seeli-
„ ger ‥‥ ich weis nicht, ob Sie sie werden gekannt haben. Es
„ war eine kleine bucklichte Frau. Sie wohnte hinten am Walle.
„ Hören Sie, das war eine Frau! Sie hat mich noch aus der
„ Taufe gehoben. Es gieng bey ihrem Testamente auch mit
„ Kräutern zu. Was geschehen ist, das ist geschehen. Ich habe,
„ gottlob! auch mein Brod gehabt. Ich spreche immer: Ehrlich
„ währt am längsten; und mein kleiner Christel war noch dazu
„ ihr Pathe. Ja, was wollte ich denn sagen? ich habe es gantz
„ darüber vergessen! Ja, der Türke ‥‥ „ Ja, ja, der Türke,
antwortete ich voll Verdruß, ich kenne ihn wohl; aber hier läßt es sich davon nicht gut reden. Wir sprechen einander schon weiter, itzt habe ich nicht Zeit mich länger aufzuheben. Ich ließ ihn stehen, und gieng fort.

Indem hörte ich hinter mir ein lautes Gelächter. Ich wandte mich um, und erblickte eine Seele, welche so verhungert aussah, wie ein Goldmacher, und so tückisch, wie ein Schatzgräber. Sie drückte mir sehr vertraulich die Hand, und sagte: „ Sie haben recht wohl gethan, daß Sie Sich den unsinnigen Schwätzer vom Halse geschafft haben. Ich habe ihrem
„ ganzen Gespräche zugehört, und mich über ihre Geduld ge-
„ wundert. Es ist ewig zu bejammern, daß es Leute gibt,
„ die sich um Sachen bekümmern, welche sie nicht verstehen.
„ Wenn es nur Barbiere wären, welche sich in politische Hän-
„ del mischten, so möchte es allenfalls noch hingehen, und es
„ würde sich vielleicht darüber lachen lassen. Aber, es giebt
„ Männer mit grossen Parücken, die es nicht viel besser ma-
„ chen, als Ihr Barbier. An statt, daß sie für ihre Pflicht,

„ und für das Beste ihres Vaterlandes sorgen sollten; so sitzen
„ sie beysammen, und plaudern über die Zeitungen. Ich bin,
„ wie Sie mich hier sehen, in meinem Leben auch aus dem
„ politischen Stande gewesen, und habe dabey Gelegenheit ge-
„ habt, einzusehen, was das heiße, ein Land zu regieren. Mit
„ einem Wort! Ich war eines Edeln Hochweisen Raths Stras-
„ senbereuter, ein geschworner Mann, und hatte meine theure
„ Pflicht. Die Finanzsachen waren meine liebste und vor-
„ nehmste Arbeit, und wenn es nach meinem Vorschlage ge-
„ gangen wäre, die Stadtcasse hätte alle Jahre um hundert
„ tausend Thaler reicher seyn müssen. Aber freylich, wie es
„ nun geht! Wer etwas versteht, der hat seine Feinde. Der
„ Bürgermeister merkte, daß ich ihn übersehen konnte, das war
„ schon genug, mich zu stürzen. Nur mein Vaterland dauert
„ mich, dem ich zu frühzeitig entrissen worden bin. Tag und
„ Nacht habe ich mitten in meiner schweren Berufsarbeit auf
„ Mittel und Wege gesonnen, das Wohl meiner Mitbürger in
„ beßre Aufnahme zu bringen. Ich merkte wohl, in was für
„ einen kläglichen Verfall das Finanzwesen gerathen war: denn
„ als ich um eine Zulage für meine patriotisch geleisteten Dien-
„ ste ansuchte; so gab man mir abschlägliche Antwort, und
„ zur Ursache gab man dieses an: Es sey kein Geld in der
„ Casse. Von diesem Augenblicke an nahm ich mir vor, mei-
„ nem Vaterlande unter die Arme zu greifen. Alle Tage gab
„ ich ein neues Mittel an die Hand, die gemeinen Einkünfte
„ zu erhöhen, und eben dadurch verdiente ich den würdigen
„ Beynamen des Projectmachers. Ja, mein Herr, hätte
„ man mir nur gefolgt. Ich hatte auch meine theure Pflicht
„ auf mir, so gut als der Burgermeister; und gleichwohl wie-
„ sen sie mich mit meinen Vorschlägen allemal ab. Was mei-
„ nen Sie? Ich machte ein Project, daß man die Geistli-

chen

„chen abschaffen, ihre Besoldungen einziehen, und die Raths-„herren anhalten sollte, daß sie selbst nach der Zeche und zur „Fröhne predigen müßen. Was hätte man nicht ein Jahr „lang in der Stadt erspahren können? Und den Geistlichen „war ich so nicht gut, besonders unserm dicken Oberpfarrer, „der hätte es auf diese Art gewiß empfinden sollen, was das „heiße, einen geschwornen Mann von der Kanzel zu werfen. „Glauben Sie wohl, daß mein Vorschlag angenommen ward? „Ich versuchte es auf eine andere Art. Ich überreichte eine „Schrift, in welcher ich aufs deutlichste ausgerechnet hatte, „daß die Stadtcasse alle Monate um drey tausend Thaler ver-„mehrt werden würde, wenn eine jede Frau, welche die Herr-„schaft über ihren Mann führte, monatlich drey Mark zur „Einnahme erlegen müßte. Hätte wohl ein Vorschlag billiger „und vernünftiger seyn können, als dieser? Aber es fehlte „nicht viel, daß mich nicht alle Weiber, von der Bürgermei-„sterin an bis auf meine eigne Frau, gesteinigt hätten. In „der That durfte ich mich vier Wochen lang nicht sehen lassen, „und das war die Belohnung für meinen wohlgemeinten Ei-„fer. Dennoch ward ich nicht müde, in der Hoffnung, daß „wenigstens einmal meinen Mitbürgern die Augen zu ihrem „Besten aufgehen würden. Unser Küster, welcher auch kein „Narr seyn wollte, gab mir unter den Fuß, ich solte eine „Vorstellung thun, daß man auf die Möpse eine Kopfsteuer „legen, und daß die Gratulanten ordentliche Hausierzeddel lö-„sen, auch alle ihre Glückwünsche auf Stempelpapier drucken „lassen sollten. Aber ich weiß nicht, das Ding kommt mir zu „überstudirt vor, und ich traue ihnen die Einsicht zu, daß „Sie gestehen werden, daß meine Projecte nicht allein die be-„sten und einträglichsten, sondern auch die vernünftigsten sind,

„denn

„ denn ich habe meine theure Pflicht. Was meinen Sie da-
„ von? Sagen Sie mir es offenherzig!

Ich weigerte mich anfänglich; endlich aber gestund ich, nach meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit, daß mir des Küsters seine Einfälle nicht unrecht zu seyn schienen. Die Menge der Gratulanten sey so ansehnlich, daß aus den Hausierzeddeln, und aus dem Stempelimpost, der auf die guten Wünsche gelegt werden sollte, der gemeinen Stadtcasse eine grosse Summe zuwachsen könnte. Es wäre dieses auch als eine gewisse und beständige Einnahme anzusehen, da man nicht befürchten dürfte, daß diese Art von poetischen Insecten jemals vergehen würde, wenigstens so lange nicht, als es noch Leute gäbe, welche sich von Geburts- und Namenstagen nähren müßten. Es gereiche auch dieses dem gemeinen Wesen nicht zur Last, weil man dergleichen mechanischen Dichtern gar wohl zulassen könnte, daß sie ihre unterthänigste Devotion um etliche Schillinge steigerten. Die Kopfsteuer auf die Möpse habe meinen völligen Beyfall, zumal wenn sie bey Strafe der Confiscation ausgeschrieben würde. Denn ich wüßte gewiß, ein jedes Frauenzimmer würde ihren Schooshund gern mit zwölf bis fünfzehen Mark lösen, und die Summe lieber geben, als wenn man auf die Männer eine Kopfsteuer legte; wenigstens würden sich in diesem letztern Falle viele vor der Strafe der Confiscation nicht fürchten. Hingegen könnte ich ihm nicht verhalten, daß durch seinen Vorschlag eine große Unordnung in den Familien vorgehen dürfte, wenn die Weiber ihre Herrschaft über die Männer mit drey Mark erkaufen müßten. Diese würden es alsdann entgelten sollen, und sie würden es auch nicht einmal zulassen, daß die Weiber den Beytrag entrichteten, weil ein Mann es nicht leicht zugestünde, daß seine Frau Herr sey, so wie ein jeder nur seinen Nachbar für einen guten gedultigen Mann, niemals aber sich selbst dafür

dafür hielte. Der Vorschlag wegen Abschaffung der Geistlichen wäre so abgeschmackt, und parteyisch, daß ich gewiß glaubte, es könnte auf denselben niemand fallen, als ein Straßenbereuter. Der geistliche Stand habe allemal das Unglück, denen am meisten zu misfallen, welche den wenigsten Verstand besäßen, und man fände, daß ordentlich der Pöbel ... „Was! „Pöbel! rief mein Projectmacher mit einer grimmigen Stim„me: Weis der Herr wohl, was er redet? Weis der Herr „wohl, wer ich bin? Weis der Herr wohl, daß ich ein ge„schworner Mann bin? Daß ich meine theure Pflicht habe? „Das soll er mir nicht umsonst gethan haben! Er ist ein Ver„räther des Vaterlandes! Ein Rebell! Ein Meineidiger! Ich „will ihm meine theure Pflicht .. „und damit fiel er über mich her, und würgte mich mit seinen patriotischen Klauen dergestalt, daß ich seine Liebe zum Vaterlande auf das erschrecklichste empfunden haben würde, wenn nicht mein Begleiter mit einer Hand voll Geld seine theure Pflicht besänftigt hätte. Sogleich lies er mich los, und gieng fort.

Nunmehr könnte ich mit Ehren von meinem langen Traume ganz unvermuthet aufwachen. Was wäre wohl natürlicher, als daß ich mich mit dem Kopf an das Bett stieße, und erwachte? Allein ich habe noch keine Lust, munter zu werden. Ich hoffe künftiges Jahr weiter fort zu träumen: denn ich kenne in der Stadt, wo ich wohne, wenigstens noch zwölf Originale, deren Tod ich mit schmerzlichem Verlangen entgegen sehe, weil ihre Bemühungen in dieser Welt so lächerlich und abgeschmackt sind, daß ich mir meine Leser gewiß verbindlich machen werde, wenn ich ihnen alsdann erzähle, womit sich ihre Seelen beschäftigen. Es verlohnt sich also der Mühe noch wohl, daß ich ihren Tod schlafend erwarte.

Abhandlung von Buchdruckerstöcken*.

Zueignungsschrift an die Marquisinn von L***.

Madame,

Ihr werdet mir verzeihen, daß ich als ein Deutscher, mich unterstehe, Euern Namen vor meine Schrift, und zwar vor eine solche Schrift zu setzen, in welcher eine der schwersten Materien, nach der Metaphysik, abgehandelt wird. Die witzigsten Eurer Landsleute wählen sich eine Marquisinn zur Schutzgöttin ihrer gelehrten Werke, welche sie in die Welt senden, und ich lobe sie darum. Derjenige Leser müste sehr unbescheiden seyn, der sich an einer Schrift vergreifen könnte, welche ein Frauenzimmer beschützt, oder die, mit der Livrey einer Marquisinn, sich unter das Volk wagt. Ich bin gar nicht zu sehr für mein Vaterland eingenommen, daß ich nicht dieses für einen der wesentlichsten Vorzüge Euers Volks erkennen, und hier öffentlich rühmen sollte. So oft ich ein Buch sehe, es mag in Cölln, oder auf Kosten der Compagnie herausgekommen seyn; so ist eine Marquisin allemal das erste, was mir in

* S. Neue Beytr. zum Vergn. des Verst. und Witzes, I. Band, 5 St. 1745.

in die Augen fällt. Niemals sehe ich dieses, ohne die Glückseligkeit Euers Volks zu beneiden, und mein Deutschland, dieses rauhe und unwitzige Land, zu beklagen, in welchem kein Autor berühmt werden kann, weil er keine Marquisinn hat. Ihr würdet sehr grausam seyn, Madame, wenn Ihr mir verwehren wolltet, diesen natürlichen Mangel dadurch zu ersetzen, daß ich Euern Namen borge. Eure Landsleute sind so gefällig, daß sie uns mit allen denen Moden versorgen, die uns Deutsche zu leibhaften Franzosen, oder, welches einerley ist, zu vernünftigen Creaturen machen. Ich glaube also, sie werden es nicht übel nehmen, daß ich mit Euch, Marquisinn, eben so groß thue, als mit meinem Aermel, von dem mein Schneider mich versichert hat, daß dergleichen noch zur Zeit in Paris niemand trage, als ein gewisser Chevalier, ein gewisser Marquis, und ein gewisser Prinz vom Geblüte, den er auch nicht nennen könnte. Vielleicht ist es nicht wahr, was mein Schneider sagt, und vielleicht ist in ganz Frankreich kein solcher Aermel, als der meinige. Es mag seyn! Das will ich nicht untersuchen. Das aber würde mich ärgern, wenn sich jemand die Frage einfallen ließe: Ob auch würklich eine Marquisin von L*** in der Welt sey. Denn auf diese Art würde man an meinem größten Verdienste zweifeln wollen. Chloris hat eine solche Hochachtung gegen meinen parisischen Aermel, daß sie mich gestern früh für den vernünftigsten unter ihren Liebhabern erklärte; und ich verlange nicht zu viel, wenn ich glaube, meine Landsleute sind schuldig zu bekennen, ich sey unter allen denen Schriftstellern, welche sich seit der letzten Michaelmesse verewigt haben, der gelehrteste, gründlichste, und tiefsinnigste, weil ich die Ehre habe, der Marquisinn von L*** gegenwärtige Blätter zuzueignen. Wie glücklich wäre ich! Aber, ich wünsche mir wohl zu viel. Doch ich will es wagen, Ihr werdet mir diese Ruhmredigkeit verzeihen, wenn ich Euch,

Madame, gestehe, daß ich mir kein größeres Glück vorstellen könnte, als wenn meine Leser in gegenwärtiger Abhandlung einen so feinen Geist fänden, daß sie anfiengen, zu zweifeln, ob sie auch würklich ein deutsches Original, und nicht vielmehr aus dem Französischen übersetzt wäre. Allen meinen Gerechtsamen auf die Nachwelt wollte ich entsagen, wenn ich dieses Glück erlebte. Niemals kan ich ohne eine kleine Eifersucht an den deutschen Verfasser gewisser bekannter Briefe gedenken, dem der glaubwürdige Vorredner dieses schmeichelhafte Zeugniß giebt: Es habe diese Briefe zwar freylich nur ein Deutscher geschrieben, aber gleichwol wären sie so vortreflich abgefaßt, daß sie verdienten, von einem Franzosen geschrieben zu seyn. Auf Euch allein, Madame, wird es ankommen, ob ich in meiner Hoffnung glücklich oder unglücklich seyn soll. Gewinne ich nur Euren Beyfall; so weiß ich gewiß, kein Abt in Paris wird es wagen, mir den Ruhm eines großen Gelehrten und die Ewigkeit abzusprechen. Ich verdiene es, weil ich die Ehre habe zu seyn,

Madame,

der Eurige,

Woldamar von Tzschatschlau.

N. S.

Aus großer Begierde, ein witziger Kopf, ein Franzose, und unsterblich zu seyn, habe ich vergessen, mich bey euch Madame, zu entschuldigen, daß ich euch eine Schrift widme, welche so gelehrt ist, daß Ihr nicht ein Wort davon verstehen werdet. Aber dieses thut zur Sache nichts. Ich verlange gar nichts weiter von Euch, als daß ihr die Zueignungsschrift lesen sollt; denn eben um deswillen seyd Ihr eine Marquisinn, und ich bin ein Autor. Ich will mein

Verfahren mit hundert Exempeln Eurer witzigsten Landsleute rechtfertigen, wenn ich Euch künftig eine Abhandlung von Kegelschnitten, einige algebraische Galanterien, und eine kritische Untersuchung von den Schriften des Covarruvias zueigne. Ja, Ihr seyd nicht eine Stunde sicher, daß ich Euch nicht mit einer politischen Deduction von dem österreichischen Successionskriege heimsuche. Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch auf alle Fälle gefaßt macht. Ich küsse Euch die Hände.

Abhandlung von Buchdruckerstöcken.

Ich nehme mir itzt vor, eine Sache auszuführen, welche so schwer und tiefsinnig ist, daß ich von meinen Lesern noch etwas mehr, als eine gewöhnliche Aufmerksamkeit verlange. Ein einziges Wort, welches sie unachtsam übersehen, kann machen, daß ihnen eine ganze Reihe von Wahrheiten dunkel, und unbegreiflich vorkömmt. Um deswillen halte ich für billig, einige der schwersten Sätze vorher zu erklären, und verschiedne der wichtigsten Begriffe aus einander zu wickeln, damit ich nicht das geringste verabsäume, wodurch ich mich um meine Leser verdient machen kann. Die Gelehrten, welche im Denken geübt sind, wie ich, werden dieser Einleitung freylich nicht nöthig haben; ich erwarte also den Dank für diese Bemühung nur von dem schönen Theile meiner Leser. Blos diesem zu gefallen, werde ich zwar bündig, aber doch deutlich, und mit einem Worte, so schreiben, wie verschiedne unsrer Philosophen zu thun

pflegen,

pflegen, wenn sie den Eingang zu einer Abhandlung machen, welche vielmals bey weitem so wichtig nicht ist, als die meinige.

„ Ich nehme dieses als ein Heischesatz an, daß die Vorstel-
„ lungskraft der Seele sich nach der Lage der Cörper richtet. Es
„ gründet sich dieses auf die vorherbestimmte Ubereinstimmung
„ von Leib und Seele. Zu mehrerem Beweise könnte ich den
„ Satz des nicht zu unterscheidenden anführen, wenn nicht be-
„ reits ausgemacht wäre, daß unmöglich ein Ding zugleich seyn,
„ und nicht seyn kan. So wenig gegenwärtig meine Absicht
„ ist, das Lehrgebäude der gelegentlichen Ursachen über einen
„ Haufen zu werfen; so wenig werde ich auch jetzt untersuchen,
„ ob die Gesichtspunkte der Vorstellungskraft, welche sich bis
„ in die Zirbeldrüse fortpflanzen, nur einfach oder vielerley sind.
„ Genug; daß der Grund dasjenige in der Ursache ist, wor-
„ aus man das darinnen gegründete erklärt. Denn das Ganze
„ zusammen genommen ist seinen Theilen gleich; und wenn
„ die Ursache gesetzt wird, so wird auch die Wirkung gesetzt. Es
„ ist zwar an dem, daß es unendliche Wahrscheinlichkeiten giebt;
„ doch sind diese Wahrscheinlichkeiten der Vermuthungen eben
„ so gewiß als die Erweise von vorne. Es thut nichts, daß das
„ Maaß der Kräfte in der Welt einerley ist; so lange noch die
„ Körper untheilbar sind, und so lange der Raum ausgedehnt
„ ist, dennoch aber keine Eigenschaften hat. So deutlich alle
„ diese Wahrheiten an und für sich sind; so werde ich mich doch
„ noch besser erklären können, wenn ich sie in folgenden Schluß
„ zusammen fasse: Die Seele ist ein Spiegel, in welchem sich
„ die andern Monaden alle im Kleinen abbilden, und wenn
„ man die dunkeln Ideen einer Seele kennen solte, so würde
„ man die Eigenschaften aller Wesen erkennen. Nun ist aber
„ außer Streite, daß die einfachen Dinge, jedes für sich, be-
„ stehen, durch die verwirrte Vorstellung aber nur ein Haufen

„ zu seyn scheinen. Also folgt von selbst, daß etwas dasjenige „ ist, was seyn kann, indem die Bewegung die Veränderung „ eines Orts, der Ort aber die vorgestellte Verhältniß unter„ schiedner von einander abstehender Dinge ist. W. Z. E. W. „

Dieses wird genug seyn, meinen Leser zu demjenigen vorzubereiten, was ich sagen will. Ich läugne gar nicht, daß es mich viel Mühe gekostet hat, alles in ein völliges Licht zu setzen. Vorstehender Beweis hat meine Leibes= und Gemüthskräfte sehr mitgenommen. Aber desto gelehrter ist er auch. Ich denke stark, wie ein Philosoph; dennoch aber trage ich meine Gedancken sehr deutlich vor, wie man sehen kan, und eben dieses ist der Grund, warum ich einen merklichen Vorzug vor andern nicht unbillig verlangen kann. Ich schreite nunmehr zur Hauptsache.

Buchdruckerstöcke nenne ich diejenigen Verzierungen und Bilder, welche theils über die gedruckten Schrifften, theils bey den Anfangsbuchstaben, theils aber zum Schlusse derselben gesetzt werden. Ich bin nicht gesonnen, ihre Genealogie zu untersuchen. So viel aber ist wohl gewiß, daß sie nicht viel jünger seyn können, als Faust und Guttenberg. Es ist dieses ein neuer Beweis, durch welchen wir unsre Vorzüge vor andern Völkern, und besonders vor den eingebildeten Franzosen, behaupten können. Sind wir Deutsche die Erfinder der Buchdrukerkunst, wie solches vor einigen Jahren in allen Zeitungen mit mehrerm ausgeführt worden ist: so will ich denjenigen sehen, welcher so verwägen seyn, und uns die Erfindung der Buchdrukerstöke absprechen wird. Die Meinung derer ist bereits von vielen widerlegt worden, welche sie den Gothen zuschreiben wollen, denen wir die witzigen Verzierungen an unsern Kirchen und Thürnen zu danken haben. Ich bin also der Mühe überhoben, dieses Vorurtheil itzt zu bestreiten.

Hätte ich die boshafte Absicht, in der gelehrten Republik ein neues Feuer anzurichten: so würde ich hier die schönste Gelegenheit dazu finden. Wäre es wohl etwas leichters, als ein Dutzend widrige Meinungen zu ersinnen, welche einige Feinde der Buchdrukerstöke gehabt haben könnten? Ich dürfte nur erdichten, daß ein gewisser berühmter Mann, den ich nicht kenne, und den auch sonst niemand kennt, sich habe verlauten lassen: dergleichen Buchdruckerstöke wären nichts anders, als was die Tonnen bey den Wallfischen sind, welche man ihnen vorwirfft, damit sie das Schiff in Ruhe lassen. Man gäbe nemlich dem geneigten Leser ein Bildchen in die Hand, daß er damit spielen, und die Schrift selbst verschonen sollte. Besäße ich so viel Unverschämtheit, als mancher Autor besitzt, der in der gelehrten Historie noch lange so berühmt nicht ist, als ich: so würde ich, ohne roth zu werden, meinem Leser eine Unwahrheit sagen, und ihn versichern, daß der große Engelländer *Will. Lightbury* in seinen Various and curious Anecdotes for the Advantage of Learning, Libro sexto, sectione quarta, § 9. sqs. pag. mihi 419. sich sehr merkwürdiger Worte bedienet habe, welche im Deutschen ungefähr also lauteten: „Um deswillen muß ich Ihnen, Mylord, „aufrichtig bekennen, daß meistentheils die schönsten und wichtigsten „Buchdrukerstöke vor den magersten und abgeschmaktesten Abhandlungen stehen. Sie kommen mir daher nicht viel anders vor, „als diejenigen Tafeln, auf welchen die kostbarsten Speisen und „Getränke gemalt sind, und welche öfters vor solchen Gasthöfen „hängen, in denen man gleichwohl kaum so viel bekommen kann, „als zur Stillung des Hungers und Durstes nöthig ist.„ So weit unser **Will. Lightbury**, könnte ich sagen; und es wäre allerdings verwägen genug von mir gehandelt, wenn ich sprechen wollte, daß diese Stelle in einem englischen Scribenten stünde, da in der ganzen Welt niemals ein **Will. Lightbury** gewesen, und überhaupt von allem dem nicht ein Wort wahr ist, was dieser soll gesagt

haben.

haben. Dem ohngeachtet würde ich diese dreiste Lügen mit dem wohlhergebrachten Rechte der Autoren, und mit den herrlichsten Exempeln bewährter Schriftsteller beweisen können, welche im Falle der Noth mit eignen Händen alte Manuscripte und Documente verfertigen, und noch öfterer sehr umständlich sich auf die Zeugnisse grosser Männer beziehen, welche sie gleichwohl so wenig kennen, und gelesen haben, als ich und meine Leser den **Will. Lightbury**. Ja, was noch mehr, ich erlebte wohl gar in kurtzer Zeit das Vergnügen, daß andre in mehr als einer philosophischen Disputation, auf Treu und Glauben, sich auf den Ausspruch meines **Will. Lightburys** beruften; und wer weis, ob sich nicht jemand des gemeinen Bestens so väterlich annähme, und eine Schrift unter diesem Titel abfaßte; „Versuch einer abgenöthigten Vertheidigung wider die gefährli„chen Meinungen des *Will. Lightbury* in seinen bekannten Various „and curious Anecdotes for the Advantage of Learning, Libro „sexto, sectione quarta §. 9. sqs. pagina mihi. 419. zur Aufnahme „des guten Geschmacks und aus Liebe zum werthen Vaterlande in „möglichster Kürtze sehr eilfertig, jedoch mathematisch, entworfen „von N. N. auf Kosten des Verfassers.„ So leicht würde mir es seyn, Verwirrungen und Befehdungen unter vielen unsrer Gelehrten anzurichten, wenn ich nicht bedächte, daß ein Gelehrter, welcher seinen Namen zur Nachwelt bringen will, noch etwas mehr Gewissen brauche, als mancher Advocat, welcher nur so lange für einen ehrlichen Mann angesehen zu seyn wünscht, als der Proceß gangbar ist, und um deswillen in einer Stunde so viel Urkunden und Zeugen machen kann, als er zu seinem rechtlichen Verfahren voritzt nöthig hat.

Um deswillen versichre ich meine Leser, daß weder ein gewisser berühmter Mann, noch ein **Will. Lightbury**, noch auch, so viel mir bekannt ist, sonst jemand etwas zum Nachtheile der Buchdru-

ckerstöcke geschrieben hat. Ich kan also mit ruhigem Gemüthe in meiner Abhandlung fortfahren. Ich werde meine Absicht lediglich dahin gerichtet seyn lassen, daß ich in verschiednen Exempeln zeige: „ was vornehmlich bey der Wahl, und geschickten Einrichtung der „ Buchdruckerstöcke, nach Beschaffenheit einer jedweden Schrift, „ und deren wesentlichem Innhalte, zu beobachten sey, damit die „ Natur der Sache allenthalben beybehalten, und dem Leser ein „ aufrichtiger Begriff von demjenigen beygebracht werde, wessen er „ sich zu dieser Schrifft und ihrem Verfasser zu versehen habe. „

Niemals habe ich ohne Wehmuth an den übeln Geschmack denken können, welcher bisher bey den juristischen Schriften in Ansehung der Buchdruckerstöcke geherrscht hat. Da ich selbst ein Priester der Gerechtigkeit bin, und so gut liquidiren kann, als ein Pachtamtmann: so liegt mir viel daran, daß ich auch in diesem Stücke der eingerißnen Unordnung nach Vermögen Einhalt thue. Könte ich diesem Uebel dadurch steuern, wenn ich aufrichtig gestünde, daß mich dieser Misbrauch mehr, als einmal, die bittersten Thränen gekostet hat: so würde ich dieses wehmüthige Bekenntniß mit Vergnügen thun. Weil aber unser grosser Alciatus in seiner Glossa ad l. 4. D. de Iustitia et Iure §. frustra enim 14. aus der Erfahrung sehr gründlich angemerkt hat, daß ein Advocat nicht auf die Augen, sondern auf die Hände seiner Clienten sehen müsse, und es allerdings wider den Stylum curiae laufen würde, wenn ein Rechtsgelehrter sich durch Thränen bewegen liesse: so halte ich es für sehr vergebens, dieses Bekenntniß meiner Betrübniß öffentlich abzulegen. Es wird genug seyn, wenn ich einige Vorschläge thue, was künftig in Ansehung der Buchdruckerstöcke bey juristischen Schriften zu beobachten sey.

Unter sechs praktischen Abhandlungen de eo quod iustum est, circa, wird man wenigstens fünfe antreffen, über welche die Gerech-

Gerechtigkeit mit verbundnen Augen, mit dem Schwerdte, und mit der Wage sitzt. Ich weis es wohl, daß dieses ihr gewöhnlicher Aufzug ist, und ich würde dabey gar nichts erinnern, wenn man sie nur über solche Schriften setzte, welche von den Rechten unsrer Vorfahren, der alten Deutschen, handeln. Von diesen allenfalls will ich glauben, daß bey ihnen die Gerechtigkeit verbundne Augen, und in den Händen Schwerdt und Wage gehalten habe: Allein, die Zeiten ändern alles. Bey uns ist diese Tracht gar nicht mehr Mode. Wie lächerlich würde es aussehen, wenn ich jenen Landjunker, der nichts thut, als daß er trinkt und spielt, mit Helme und Harnische malen wollte, wie sein Großvater gemalt ist, der in den rauhen Zeiten lebte, in welchen man es noch für rühmlich hielt, fürs Vaterland zu sterben? Nein, itzt sind unsre Zeiten weit gesitteter und aufgeklärter, und ich halte es für billig, daß auch wir, jeder in seinem Stande, uns nach dem heutigen Geschmake richten lernen. Ich rathe es also meinen Collegen aufrichtig: Wenn sie nützliche Anleitungen zur güldnen Praxis schreiben wollen, so müssen sie den Buchdrukerstok so wählen, daß die Göttinn der Gerechtigkeit nicht allein die Augen verbunden habe, sondern sie müssen ihr die Binde auch über die Ohren recht fest machen, daß sie weder hört noch sieht. Die Hände hingegen müssen sie ihr schlechterdings frey lassen, damit sie zugreiffen kann, wenn die Partheyen ihren Beweis und Gegenbeweis übergeben, es bestehe nun dieser in baarem Gelde oder in Victualien.

Aber so strenge will ich doch nicht seyn, daß ich die Wage gantz und gar abschaffen wollte. Nein! Sie hat noch ihren guten Nutzen. In den Werken, welche de Iustitia distributiua handeln, ist die Wage ganz unentbehrlich. Schriebe ich nur für Juristen, so würde es nicht nöthig seyn, mich zu erklären, was Iustitia distributiua in verschiednen Richterstuben heisse. Aber dem schönen Geschlechte zu gefallen, muß ich anmerken, dieses sey: Eine praktische Kunst, zu untersuchen, wie sich die Sache eines Armen gegen die Sache eines Reichen,

 und

und ein Kober Krebse, den uns ein armer gedrükter Bauer, als Kläger, bringt, gegen ein wildes Schwein verhält, das uns sein gnädiger Herr, als Beklagter, zu Aufmunterung unsers Eifers für die gerechte Sache zuschickt. Dieses heißt iustitia distributiua *. Und in diesem Falle ist die Wage gantz unentbehrlich. Ich wollte aber doch auch wohlmeinend rathen, daß man die Gerechtigkeit bey dergleichen Gelegenheit mit offnen und unverbundnen Augen vorstellte, denn es trägt dieses viel dazu bey, den statum caussae recht einzusehen.

Ich besitze ein Buch, aber der Titel ist weggerissen, um deswillen ist mir der Verfasser, und die Jahrzahl, wenn es herausgekommen, unbekannt. So viel kan ich aus dem Druke schließen, daß es ziemlich alt seyn mag, und die so genannten Summarien der Capitel zeigen durchgängig, daß es von der Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit, oder, wie mein unbekannter Autor sich ausdrückt, de vltimo fine caussidicorum handelt. Von der Sache, welche darinnen ausgeführt worden, will ich nichts gedenken, weil sie auf unsre Zeiten gar nicht paßt. Allein dieses muß ich doch als einen Beweis des guten Geschmaks anführen, den man in vorigen Zeiten gehabt, daß man daselbst besonders drey Stöcke antrifft, welche ausserordentlich wohl gewählt sind. Der erste steht gleich über dem Anfange der Vorrede, und ist ein feiner Holzschnitt der eine Wollschur, und im Prospecte den Tempel der Gerechtigkeit

* Hiervon ist mit mehrerm nachzusehen, des berühmten Herrn Professors in Leiden Gille Hooenhoeck nomenclator forensis oder juristisches Wörterbuch, in welchem unter dem Buchstaben J, obige Beschreibung de iustitia distributiua von Wort zu Wort sich befindet, und noch dieses hinzugesetzt ist, daß nach verschiedner Rechtsgelehrter Meinung ein Kober Krebse probatio semiplena, ein wildes Schwein aber documentum guarentigionatum heiße. Ich habe aber davon mit Fleiße in meinem Texte nichts erwähnen wollen, weil dieses nur den holländischen Schlendrian betrifft, und hier zu Lande gantz und gar nicht eingeführt ist.

keit ganz zierlich vorstellt, mit der Ueberschrift: *Pastoris est, tondere pecus!* Der Anfangsbuchstabe ist ein A, so auf einem Expensbuche steht. Zum Schlusse der Abhandlung ist eine zusammengekrümmte Schlange, ungefähr so, wie man die Ewigkeit malt. In dem innern Raume derselben erblickt man die Worte: *In saecula saeculorum.* Ob dieses letztere nur ein andächtiger Wunsch seyn soll, den der Verfasser, an statt des sonst gewöhnlichen, in unsern Zeiten aber auch altväterisch gewordnen: *Soli Deo gloria*, angehangen hat? das weis ich nicht. Ich glaube aber, daß diese Stöcke sich alle dreye gar füglich auf den abgehandelten Satz: De ultimo fine caussidicorum deuten lassen.

Anfänglich hatte ich mir vorgesetzt, einen Buchdrukerstok auszudenken, den man vor eine Schrift setzen könnte, in welcher von der Billigkeit, sich der Wittwen und Waisen, ohne Eigennutz und redlich, anzunehmen gehandelt würde. Es hat mir es aber ein gewisser vornehmer Mann ausgeredet, und zur Ursache angeführt, daß dergleichen Stöke gar überflüßig wären, da diese Materie nur unter die theoretischen Wahrheiten gehörte, welche wenig Leser, und um deswillen schwerlich einen Verleger finden würde. Aus Hochachtung gegen diesen großen Mann bin ich zwar seinem Rathe gefolgt; nur befürchte ich, daß mir dadurch die Gelegenheit genommen werde, von verschiednen juristischen Sätzen zu handeln, welche man eben so wohl für solche theoretische Wahrheiten, als jene, halten, und glauben wird, daß sie weder Leser, noch Verleger, finden dürften. Nunmehr darf ich es in der That nicht wagen, etwas von der Natur und Eigenschaft eines Advocatengewissens, von Wiedererstattung des unrecht erworbnen Gutes, welches man mit aller Legalität seinen Clienten entwendet hat, von der Wichtigkeit der Eidschwüre, von der Strafe der Erbschleicher, und von hundert andern Sachen zu reden. Ja nach eben dieser Regel wird es vergebens seyn, von der Tax-

ordnung etwas zu gedenken. Und dennoch glaube ich, alle diese Stüke sollten die schönsten Erfindungen zu den zierlichsten Buchdruckerstöcken geben. Ich kann diesen Verlust kaum verschmertzen. Gesetzt auch, daß alle diese Dinge nicht mehr Mode, und höchstens nur theoretische Wahrheiten sind! Darf man denn deswegen nicht weiter davon schreiben? Kan man sie denn nicht wenigstens unter die juristischen Alterthümer rechnen? Sollten dergleichen Abhandlungen nicht wenigstens eben so nützlich seyn, als die Abhandlungen von den Salben der Griechen, und von den langen und kurtzen Röken der Römer? Ich wette darauf, wer davon schreibt, kann sich den Beyfall der berühmtesten Männer, und wenigstens in vier Wochenblättern den Titel eines doctissimi, clarissimi, viri celeberrimi, Auctoris aetatem venerandi versprechen. Nur von der Billigkeit, sich der Wittwen, und Waisen, ohne Eigennutz anzunehmen, von solchen Pflichten eines Rechtsgelehrten, die unsre alten Vorfahren, die Barbaren, welche nichts von Glossis und Brocardicis wußten, für so unentbehrlich hielten; nur davon soll es nicht erlaubt seyn, etwas zu schreiben aus Furcht, man möchte vergebens geschrieben haben? Das halte ich für grausam! und dennoch sehe ich mich gezwungen, dem mir gegebnen Rathe dieses großen Mannes zu folgen: weil er mein nächster Vetter ist; weil er über zwanzig tausend Gulden besitzt; weil er drey Aerzte hat, die ihn alle dreye auf einmal mit Medicamenten versorgen, und er also, wofern diese ihr Handwerk recht verstehen, nicht lange mehr leben kan. Vor der ganzen Welt müssen mich diese Gründe rechtfertigen, und wer mir nunmehr noch vorwerfen wollte, daß ich aus Eigennutze nachgegeben, und nicht die Liebe zur Wahrheit über alles gehen lassen, der muß sein Lebtage keinen reichen Vetter gehabt haben. Und auf solcher Leute ihr blödes Urtheil gebe ich nichts, wie billig.

Für die Schriften unsrer starken Geister, habe ich lange, doch vergebens, nachgedacht, einen Buchdrukerstok ausfündig zu machen.

Ueber Wahrheiten zu spotten, welche wir, kleine Seelen, unter einander gemeiniglich die wichtigen Wahrheiten der Religion nennen; dazu gehört eine so besondre Fähigkeit, welche man ordentlicher Weise bey vernünftigen Creaturen nicht antrifft. Ich rede gar nicht von allen. Dem Spinoza will ich, was den tiefsinnigen Verstand andetrifft, sein Recht gern wiederfahren lassen, und unsern starken Geistern gönne ich das Vergnügen, sich eben so wohl Spinozisten zu nennen, als ich mich für einen eifrigen Wolfianer ausgab, da ich noch in Prime saß. Das wäre barbarisch, wenn man unsern Freygeistern nicht einmal diesen Titel einräumen wollte. Ein Geschöpf, welches sich so viel Gewalt anthut, daß es seine Empfindung verläugnet; welches Sachen behauptet, worinnen ihm sein eigner Verstand widerspricht; welches seiner Vernunfft entsagt, um uns die Vernunft, als das einzige Mittel zur Glükseligkeit, anzupreisen; welches sich der Verachtung aller Welt aussetzt, um unser Lehrmeister zu werden; welches in dieser Welt sein Glük von sich stößt, uns zu versichern, daß wir in jener Welt keines zu hoffen haben; welches ein Narr wird, um ein Autor zu heißen: ein solches Geschöpf sollte nicht einmal so viel Mitleid verdienen, daß wir ihm den Titel eines Spinozisten zugestünden? Der Einwurf taugt gar nichts, er ist abgeschmakt, wenn man auf die Erfahrung trotzt, daß der schwächste Kopf oftmals der stärkste Geist sey; daß dazu viel weniger Verstand gehöre, die Gründe der geoffenbahrten Religion zu läugnen, als zu beweisen; daß derjenige die Gesetze des Staats beleidige, welcher die Gesetze der Offenbarung über einen Haufen zu werfen sucht; daß die Pflichten der Geselligkeit dadurch gebrochen würden, wenn man seinen Mitbürgern die Mittel, ihr Gemüthe zu beruhigen, aus den Händen reißt, ohne ihnen beßre Mittel anzugeben. Alle diese Einwürfe sind ungegründet, sie sind abgeschmakt. Ich habe es schon oben gesagt, und hier sage ich es noch einmal. Das ist ein richtiger Beweis, und noch weit gründ-

gründlicher, als derjenige Beweis, welchen unsre starken Geister einigen Engelländern treuherzig nachbeten, wenn sie die biblische Geschichte von der Schöpfung der Welt lächerlich machen wollen.

Aus rühmlichem Eifer für die gerechte Sache unsrer starken Geister bin ich von meiner Hauptsache ganz abgekommen. Ich wollte von den Buchdrukerstöken handeln, welche vor ihre Schriften gehören, und gleichwohl gerathe ich in einen so heftigen Eifer, mich ihrer anzunehmen, als wäre man schon im Begriffe, sie ins Tollhaus zu stecken. Es schadet nichts, wenigstens ist es meine Schuld nunmehr nicht, wenn man sie ja noch dahin bringen sollte, wo diejenigen eingeschlossen und verwahret werden, welche aus Mangel der Vernunft sich und andern schaden können. Das meinige habe ich gethan, und komme nun wieder zur Hauptsache.

Meine Leser werden sich erinnern, daß ich gleich anfangs erwähnt, wie ich lange und vergebens nachgedacht hätte, einige Buchdrukerstöke ausfündig zu machen. Dieses bewog mich, eine der neuesten Schriften unsrer starken Geister aufzuschlagen, und wenn die andern alle so sind, so halte ich meine Sorge beynahe für überflüßig, weil ich finde, daß die Stöke mit Einsicht gewählt sind. Diese ganz neue, und wo ich nicht irre, die allerneueste Abhandlung fängt sich mit einem J, an. Dieser Buchstabe steht in einer viereckichten Verzierung, auf welcher ein Fuchs sitzt. In seinen Pfoten hält er einen Kopf. Weil es nur ein Holzschnitt ist, so habe ich nicht recht deutlich unterscheiden können, ob es der Kopf von einem Menschen, oder von einem unvernünftigen Thiere ist, und eben dieses hat mich noch bis auf diese Stunde zweifelhaft gelassen, ob es das Brustbild des geschikten Herrn Verfassers seyn, oder auf die bekante Fabel gehen soll, welche Phädrus von der Maske erzählt, die zwar vortreflich ausgesehen, aber kein Gehirn gehabt hat. Ich bin hierinnen freylich noch ungewiß; aber je mehr ich in der Abhand-

handlung selbst lese, desto mehr glaube ich auch, daß der Verfasser, nach der Gewohnheit andrer großer Schriftsteller, der Nachwelt sein Bildniß mittheilen wollen. Beyläufig muß ich hier gedenken, daß ich in veteri triclinio a *Jul. Urſino* exhibito in appendice ad *Ciaccon.* p. 120. edit. Sanct. andr. nachgeschlagen, wo ich unter andern gemalten Larven eine gefunden habe, welche meinem obgedachten Herrn Autor vollkommen ähnlich sieht, und dieses überzeugt mich von seinem guten Geschmacke noch mehr.

Vermöge der natürlichsten Ordnung komme ich nunmehr auf die Philosophen. Denn ich kenne keinen einzigen Freygeist, welcher sich nicht unter der ansehnlichen Gestalt eines Philosophen groß, und furchtbar zu machen sucht. Die Menge der philosophischen Schriften verdiente wohl, daß ich die gelehrte Welt mit einer eben so grossen Menge von Buchdruckerstöcken versorgte, welche vor dieselben gesetzt werden könnten. Man könnte sich hiervon einen doppelten Nutzen versprechen. Ich würde dadurch dem Misbrauche steuern, welcher besonders bey dieser Art von Schriften eingerissen ist, und über dieses würden die Leser noch den Vortheil haben, daß sie bey Erblickung eines deutlichen Buchdruckerstocks wenigstens etwas verstünden, da gemeiniglich die Abhandlungen selbst so eingerichtet sind, daß man ohne besondre Erleuchtung nicht einsehen kan, ob es eine Abhandlung von den Monaden, oder aus der Alchymie seyn soll. Mein Vorsatz erlaubt mir nicht, so weitläuftig zu seyn, als es das allgemeine Beste erfodert; und ich hoffe, ich werde das Recht haben, meine Bequemlichkeit allen andern Absichten vorzuziehen, so lange man einem Autor das Recht nicht absprechen kan, mehr auf sich, als auf das gemeine Beste, zu sehen. Um deswillen werde ich für dießmal nur einiger gedenken. Wir fangen nunmehr an, diejenigen glückseligen Zeiten zu erleben, in welchen wir durch mehr, als ein gedrucktes Zeugniß, den Vorwurf un-

ſrer eiferſüchtigen Nachbarn zu Schanden machen können, welche glauben, daß wir Deutſchen zu wenig Witz, und zu viel Ernſthaftigkeit beſitzen. Unſere muntern Jünglinge brechen uns die Bahn. Voll edler Verwägenheit unternehmen ſie Beweiſe der ſchwerſten und ernſthafteſten Materien aus der Metaphyſik, und dennoch alles mit einer ſpaßhaften Miene, und mit einer ſehr merkwürdigen Lebhaftigkeit. Wenn ſie von den ewigen Wahrheiten der beſten Welt zu reden verſprechen; ſo werden ſie uns mit lachendem Munde erzählen, daß die Augen ihrer Chloris reizend, und ihr Mund ſo bezaubernd ſey, daß ſie von ihrer beſten Welt erſt alsdann recht überführt werden könnten, wenn ſie dieſen Mund küſſen dürften. „Das erſte Weſen aller „Dinge legte mit weiſer Vorſicht die Kräfte in den Menſchen, „die Mittel zu wählen, welche zu Beförderung ſeiner Glück„ſeligkeit dienlich ſind, und dasjenige zu meiden, was ihm an „Erlangung derſelben hinderlich ſeyn könnte.„ So prächtig klingt ihr Satz. Fragt man nach dem Beweiſe? Der Beweis folgt unmittelbar drauf. „Ich wähle die Chloe, weil ich bey „ihrer Liebe der glückſeligſte bin; Aber mit der größten Kalt„ſinnigkeit begegne ich Selinden, denn ihre Sprödigkeit will „keine Schäfer, ſondern Sklaven haben.„ Iſt dieſer Beweis nicht ganz unerwartet? Iſt er nicht eben um deswillen vortreflich? Unſer großer Philoſoph liebt Chloen, und flieht Selinden! Warum? Denn das erſte Weſen aller Dinge (§. 1.) legte mit weiſer Vorſicht (§. 4.) die Kräfte in denſelben (§. §. 9. 10.) durch eine freye Wahl (§. praeced.) ſein Glück und ſein Unglück zu befördern. Es wird einem ſolchen ſtarkdenkenden Geiſte ein leichtes ſeyn, die Exiſtenz Gottes auf eine ſo ſpielende und luſtige Art zu beweiſen, daß auch der Setzer ſeiner Schrift vor herzlicher Uberzeugung ſich des Lachens nicht enthalten kann, ſo bald er die Demonſtration in die Hände bekömmt. Könnte

wohl ein vortrefflichers Mittel, als dieses, ausgesonnen werden, auch den Pöpel von den wichtigsten Wahrheiten der höchsten Philosophie und der natürlichen Gottesgelahrtheit zu überzeugen? Gewiß keines! Und wer so unverschämt seyn, und mir darinnen widersprechen wolte, der müßte = = ich weis beynahe nicht, was ich von ihm denken solte! Mit einem Worte: der müßte so eigensinnig, als **Wolf**, seyn. Wenn ich meine philosophischen Helden mit einem Blicke übersehe; so finde ich bey allen eine große Aehnlichkeit, die sie unter einander haben. Der Körper von ihren Abhandlungen ist ernsthaft, und ansehnlich; Die Einkleidung ist lustig und poßierlich. Ich werde also für alle nur einen Buchdruckerstock vorschlagen. Vielleicht schickte sich dieser am besten, wenn sie sich wolten gefallen lassen, über ihre Schriften ein Bild zu setzen, welches einen griechischen Philosophen in seiner ehrwürdigsten Kleidung vorstellte; jedoch mit dem Unterschiede, daß er den Mantel, den Huth, und die komische Stellung eines Scapins an sich hätte. Wem der Scapin nicht gefällt, der mag sich den Pantalon wählen, und wem die Kleidung des Pantalons auch noch zu ernsthaft ist, dem lasse ich die freye Wahl, die dritte Art von dergleichen Trachten zu nehmen, welche bey seiner Schrift vielleicht noch natürlicher läßt.

Es giebt unter unsern Philosophen eine gewisse Secte, welche durch ihren geheimnißvollen Vortrag ihre Meinung so gut zu verstecken wissen, daß man darauf schwören solte, sie verstünden selbst nicht was sie schreiben. Ihre Sprache ist so dunkel, wie die Räthsel der Morgenländer, und wenn sie anfangen, recht tiefsinnig zu demonstriren; so sollte man glauben, sie zauberten. Ich werde es verantworten können, wenn ich sie um deswillen philosophische Quacker nenne. Bloß aus Hochachtung gegen sie geschieht es, daß ich ihnen diesen Titel beylege. Ich suche auch zwischen ihnen und den Quackern keine Aehnlichkeit

weiter,

weiter, als in der Art, mit welcher beyde ihre Gedanken ausdrücken. Denen würde ich es in der That schlechten Dank wissen, welche in der Vergleichung weiter gehen, und von dem geistlichen Hochmuthe der Quacker, von ihrem verderbten Geblüte, von ihrer unachtsamen Kleidung, von gewissen unordentlichen Trieben, welche doch ihren Lehrsätzen, wenigstens dem Wortverstande nach, wiedersprechen, und von andern dergleichen Sachen, eine Aehnlichkeit auf meine Philosophen herleiten wolten. Es ist hier der Ort gar nicht, davon zu handeln; vielleicht zeigt sich im nachfolgenden eine Gelegenheit dazu. Itzt will ich beym Hauptsatze bleiben, da ich dergleichen Philosophen, ihrer mystischen Sprache wegen, mit den Quackern in eine Reihe stelle. Für diese schickt sich wohl kein Buchdruckerstock besser, als derjenige, welcher die Priesterinn zu Delphis auf ihrem Dreyfuße mit begeisterter Geberde, und derjenigen heiligverzerrten Miene vorstellt, mit welcher sie die neugierigen und verzweifelnden Menschen durch ihre hohen Aussprüche noch zweifelhafter macht. Dieser Buchdruckerstock hat seinen zureichenden Grund in dem Wesen des Dings; oder, niedriger zu reden, er schickt sich auf meine quackerischen Philosophen vollkommen. Diese bekommen, über ihren Erweisen, von der Einheit, von dem sich selbst Bestimmenden, vom leeren Raume, und dergleichen eben solche kunstmäßige Verzuckungen auf ihren Großvaterstühlen, als die delphische Priesterinn unter ihrem Wahrsagen auf dem Dreyfuße bekam. Wenn diese schäumte, so redete sie die Sprache der Götter, denn ein Serblicher verstund sie nicht; und wenn dergleichen Philosophen bündig schreiben, so schreiben sie unverständlich, denn dieses nennen sie die Sprache der Weisheit. Die delphischen Aussprüche, so dunkel sie auch waren, fanden dennoch ihre eifrigen Verehrer, und man betete sie abergläubisch nach, ohne zu wissen, was darunter verstan-

standen würde. Ist aber nicht eben dieses auch bey uns die Ursache, daß wir in der Weltweisheit so abergläubische Sectirer in = = aner finden, welche eben das denken, was ihr Lehrmeister gedacht hat? und oftmals hat dieser nichts gedacht. Wer sich an dem Tempel zu Delphis vergreifen wolte, dem drohten die Priester mit den rächenden Blitzen der Götter, und ganz Griechenland ward in Harnisch gebracht. Frevelt man aber mit einem Philosophen; so erbittert man gewiß ein ganzes Heer junger Schriftsteller, welche das Lehrgebäude ihres Abgottes, durch Heischesätze, Lehrsätze, Grundsätze, und Aufgaben, vertheidigen, und uns wohl gar mit $a + b - x$. zu Heiden demonstriren. Kömmt es aber ja so weit, daß sich ihr Anführer selbst in den Kampf mengt; so werden wir uns gewiß keine gelindere Züchtigung versprechen können, als daß er uns methodo mathematica auf einmal aus einem Menschen in ein unvernünftiges Thier verwandelt. Noch mehr! Die delphische Priesterinn wahrsagte nicht eher, als bis sie durch genugsame Opfer, Geschenke und Belohnungen, in ihre heilige Wuth gerieth; Und meine Philosophen werden niemals eher = = = Doch ich irre mich. Meine Philosophen schreiben blos aus Liebe zur Wahrheit.

Unsere heidnischen Vorfahren gaben ihren Priestern, den Barden, Schuld, daß sie in ihren Liedern und Gesängen mit vieler Heftigkeit wider den Geiz eiferten, und gleichwohl selbst die geizigsten im ganzen Volke wären. Da wir nunmehr Christen sind; so ist freylich diese üble Gewohnheit mit noch viel andern Lastern abgekommen, welche die alten Deutschen an sich hatten. Doch etwas ähnliches davon findet sich noch bey einigen unsrer Philosophen. Ich will ihrer nur mit wenig Worten gedenken, da ich mich im Vorhergehenden auf gewisse Masse dazu anheischig gemacht habe. Es giebt deren zwischen Straß-

burg und Breslau nur dreye, höchstens viere, welche in ganzen Quartanten von den Pflichten der Menschen gegen ihre Mitbürger, von Erlangung des höchsten Gutes, von der Erkenntniß des Schöpfers aus der Natur, von der Belohnung und Bestrafung des Guten und Bösen, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Bändigung aller heftigen Leidenschaften, und von der wahren Zufriedenheit eines Menschen, mit solcher Lebhaftigkeit und mit solchem Eifer schreiben, daß sich ihre Abhandlungen auf das erbaulichste lesen lassen. Gleichwohl will man aus besondern Umständen dieser Moralisten schließen, und für gewiß versichern, daß sie, wenn man sie als Menschen, und nicht als Philosophen, betrachtet, nichts weniger, als die Pflichten gegen ihre Mitbürger, erfüllen; daß sie in Bestimmung des höchsten Gutes sehr ungewiß sind, und sich sehr körperliche Begriffe davon machen; daß sie an die Erkenntniß des Schöpfers, an die Vergeltung des Guten und Bösen, und an die Unsterblichkeit der Seele nicht länger denken, als sie auf der Catheder stehen, oder an dem Pulte sitzen. Niemals sind sie, sagt die Gelehrtenhistorie unsrer Zeit, wider den Hochmuth mehr ergrimmt, als wenn man ihnen ihren Rang streitig machen will. Nur erst alsdann kommt ihnen der Geitz recht abscheulich vor, wenn ihre Gläubiger so unphilosophisch sind, und auf ihre Bezahlung dringen. Und ist ihre Chloe: denn die Philosophen haben auch ihre Chloen; ist diese, sage ich, so niedrig gesinnt, daß ihr die Geschenke und Küsse eines erhitzten Stutzers lieber sind, als die abstracten Seufzer ihres dogmatischen Anbeters: So kann man gewiß glauben, daß er in der nächsten Messe eine grosse Abhandlung wider die unbändigen Leidenschaften der Wollust und der unordentlichen Liebe schreiben wird. Für diese Philosophen weis ich keinen besseren Buchdruckerstock vorzuschlagen, als ihr eignes Bildnuß. Sie sollen die Wahl

haben, ob sie sich nur im Brustbilde, oder in ihrer völligen Größe wollen vorstellen lassen. Die Larven, unter welchen sie sich ordentlich zu verbergen suchen, will ich ihnen nicht ganz nehmen; Sie mögen solche behalten, doch so, daß man wenigstens die Helfte von ihrem wahren Gesichte sehen kan. Ein einziges Lineament, das man von ihnen erblickt, wird schon genug seyn, dem Leser zu zeigen, wer hinter der Larve steckt. Es muß artig anzusehen seyn, wenn die eine Seite des Gesichts einem Lehrer des menschlichen Geschlechts gleicht, die andre Seite aber solche Züge blicken läßt, welche die heftigsten Leidenschaften eines eingebildeten, eines geizigen, eines ausschweifenden Gemüths verrathen. Ich will nicht hoffen, daß sich meine Philosophen durch diesen wohlgemeinten Vorschlag beleidigt finden werden. Geschähe dieses aber: so verdienten sie wohl, daß sie die Obrigkeit selbst anhielte, entweder gar nicht mehr zu schreiben, oder ihr Bildniß so vorzusetzen, daß sie auch nicht einmal die Helfte des Gesichts bedecken dürften. Ich weiß bey nahe nicht, welche von diesen beyden Strafen für sie die grausamste seyn würde.

Eben da ich im Begriffe bin, in gegenwärtiger Abhandlung weiter fortzufahren, und gegen die übrigen Gelehrten und Schrifftsteller eben die Bereitwilligkeit zu zeigen, die ich bisher gegen die Rechtsgelehrten, die Freygeister und einige Philosophen, gezeigt habe; So erhalte ich von meinem guten Freunde, **Peter Trommern** in Augspurg, einen Brief, worinnen er meldet, daß er von meinem Vorhaben, gegenwärtige Schrift abzufassen, Nachricht erhalten, und um deswillen sich die Mühe gegeben habe, einige Buchdruckerstöcke zu schneiden, wovon er mir den Abdruck schickt. Er überläßt mir die Mühe, ausfindig zu machen, vor welche Bücher sie sich eigentlich schicken,

und bittet mich, seine Arbeit so wohl, als sein löbliches Vorhaben, noch mehr dergleichen zu liefern, der gelehrten Welt bekannt zu machen. Ich darf es ihm, als meinem Freunde, freylich wohl nicht abschlagen, ungeachtet ich von einigen seiner Buchdruckerstöcke gar nicht errathen kann, vor welche Bücher sie sich eigentlich schicken sollten. Weil aber H. Trommer vor allen andern wegen seiner Geschicklichkeit in der Kunst, Buchdruckerstöcke zu schneiden, berühmt ist; so will ich sie meinen Lesern mittheilen. Hoffentlich wird sich dieses Verzeichniß eben so anmuthig lesen lassen, als ein Meßcatalogus, wo man auch nur Titel von Büchern liest, und oftmals solche Titel, aus denen man den eigentlichen Innhalt der Bücher, zu welchen sie gehören, wohl nimmermehr errathen sollte. Finden sich, wie ich gar nicht zweifle, Liebhaber zu diesen Buchdruckerstöcken, so kan ich ihnen melden, daß H. Peter Trommer künftige Ostermesse zu Leipzig in Bräunings Hofe rechter Hand anzutrefen, und bey ihm alles um einen leidlichen Preiß zu bekommen seyn wird. Ich behalte mir die Erlaubniß vor, nach der Messe einige Nachricht zu geben, welche von diesen Stöcken am meisten abgegangen sind. Hier ist das Verzeichniß selber.

Mitten unter alten Gemäuern von eingefallnen Tempeln und Säulen sitzt der Vogel, welcher nur im Finstern sieht, und bey Tage blind ist, der sich vom Ungeziefer und kleinen Gewürme nährt, dessen gräßliches Geschrey niemals etwas gutes bedeutet, und, so bald er zu schreyen anfängt, alle Vögel der ganzen Gegend wider sich rege macht. Was mir bey diesem Stocke am besten gefällt, ist dieses, daß H. Trommer mit vieler Geschicklichkeit diesem Vogel eine so ernsthafte Miene gegeben, daß er alle andre Vögel mit Verachtung anzusehn scheint, welche nicht, wie er, unter altem Gemäuer und im Dunkeln

sich

sich beständig aufhalten. Ein paar große Augen, die er grimmig im Kopfe herumwälzt, ein aufgesperrter Schnabel, und starke Klauen scheinen einen jeden zu warnen, diesen Vogel nicht in seinem Neste anzugreifen.

In einem prächtigen Zimmer ist ein Mann zu sehen, welcher, nach einer beygebrachten Anmerkung der röm. Kais. Domitian seyn soll. Er thut ungemein geschäftig, und scheint sich, durch die viele Arbeit und heftige Bewegung, ganz ermüdet zu haben; ungeachtet dieses seine wichtigste Beschäftigung ist, daß er Fliegen fängt. Das Bild ist fortreflich gemalt, ich kann es nicht läugnen; Nur weiß ich ganz und gar nicht zu begreifen, warum er diesen Mann nicht in römischer, sondern in deutscher, Kleidung vorgestellt hat.

Der dritte Buchdruckerstock ist das Bild des griechischen Weisen, welcher die Sterne sorgfältig betrachtet, auf dem Weg aber nicht sieht, und um deswillen in eine Grube fällt. Hr. Trommer hat hierbey den Einfall, den vielleicht der meiste Theil der Leser auch haben wird, daß sich nemlich dieser Stock am besten vor einige astronomische Abhandlungen schickte. Ich will diesem nicht gänzlich widersprechen, wenn ich bedenke, daß viele der Mathematiker sich um die Sterne mehr bekümmern, als um dasjenige, was sie auf Erden, und gegen sich selbst sowohl, als gegen andre Menschen, zu beobachten haben. Es ist wahr, es giebt deren verschiedne, welche ihre Haushaltung und Kinderzucht versäumen, um der Bahn eines Kometen nachzuspüren; und welche nichts thun, als daß sie mit elektrischen Experimenten spielen; zu der Zeit, da ihre Weiber vor langer Weile ganz andere Observationen anstellen. Gleichwohl solte ich meinen, daß es noch viel mehr Arten der Gelehrten gäbe, welche aus eben diesen Ursachen einen Anspruch auf gegenwärtigen

Buchdruckerstock machen können. Und besonders möchte ich ihn einem gewissen Manne vorschlagen, welcher über die Untersuchung der jüdischen Alterthümmer Weib und Kind vergißt, und als ein halber Rabbine in Gesellschaften unerträglich wird.

Eine Gesellschaft von Schustern sitzt an einem Tische beysammen. Auf demselben liegt eine Landkarte von Deutschland. Man sieht es ihnen an ihren Gesichtern ganz deutlich an, daß sie sehr heftig mit einander streiten. Der eine weist mit dem Finger auf Schlesien, und sieht sehr bedenklich dabey aus, zween haben einander bey den Haaren gefaßt, und der dritte liegt schon unter der Bank, und überhaupt sieht die ganze Gesellschaft sehr patriotisch aus. Mich deucht dieser Stock solte sich sehr gut vor eine politische Monatschrift schicken.

Ein Indianer liegt, mit einem Rauchfasse in der Hand, vor einem Altare, und betet ein Götzenbild an, welches den Bauch von einem Menschen, die übrigen Gliedmaßen aber, und besonders die um den Kopf herum, von verschiednen Thieren hat. Hr. **Trommer** hat mich sehr gebeten, ihm einen Käufer zu diesem Buchdruckerstocke zu verschaffen. Ich kenne nicht mehr, als einen einzigen guten Freund, welcher im Stande ist, Bücher zu schreiben, vor welche sich ein solcher Stock schickt; und wenn sich dieser nicht entschließt, solchen zu kaufen, so zweifle ich fast, ob er einen Liebhaber finden wird. Allenfalls muß sich Hr. **Trommer** entschließen, ihn nach = = zu schicken, wo er ihn gewiß an den Mann bringen wird.

Die Fabel ist bekannt, welche uns erzählt, daß ein Mann sich mühe gegeben, eine Menge Affen zu unterweisen, und sie dahin zu bringen, daß sie wenigstens vor den Leuten ihre natürlichen Sprünge und affenmäßigen Handlungen verbergen,

und sich mit ihren Posituren, wie Menschen, anstellen sollen. Als er es durch gute und scharfe Mittel endlich so weit gebracht, daß sie einiger maaßen menschlich gethan: so verderbt ihm ein Spötter seine ganze Bemühungen, da er Nüsse und Aepfel unter sie wirft, wodurch sie auf einmal aus ihrer natürlichen Stellung gebracht werden, und sich so zeigen, wie sie natürlich sind. Diese Fabel hat mein augspurgischer Freund sehr lebhaft in einem Stocke ausgedrückt. Der Mann, welcher sich Mühe giebt, die Affen zu unterweisen, scheint sich sein Amt so angelegen seyn zu lassen, als wenn er mit der wichtigsten Sache von der Welt zu thun hatte. Aber die unterschiednen Stellungen seiner Schüler geben deutlich genug zu verstehen, daß sie nur aus Zwange vernünftig thun, und länger nicht, als er vor ihnen steht, und ihnen droht. Unter der menschlichen Kleidung guckt das Affengesicht allemal vor. Verschiedne blöcken gar die Zähne wider ihn, und der eine Affe besonders, welcher vor andern ansehnlich ist, droht, ihn zu kratzen. Von ferne zeigt ihnen ein Zuschauer einen Korb voll Obst, nach welchem sie alle mit lüsternen Blicken sehen, und auf dem Sprunge zu stehen scheinen, Lehre und Zwang zu verlassen, um ihren natürlichen Trieben wieder zu folgen. Dieser Buchdruckerstock findet wegen seiner außerordentlichen Sauberkeit mit der er gezeichnet ist, vor allen andern meinen Beyfall, und ungeachtet er sich vor gegenwärtige Abhandlung gar nicht schickt; so würde ich doch dem Verleger sehr verbunden seyn, wenn er die wenigen Kosten nicht scheuen, und diesen Stock kauffen wolte, damit er meiner Schrift vorgesetzt werden könnte. Ich weiß gewiß, er ist zu gefällig, als daß er mir diese Bitte abschlagen solte.

Hinkmars von Repkow Noten ohne Text*.

Nunmehr thue ich den ersten Schritt in die gelehrte Welt. Schon vor dreyßig Jahren hatte mich die Natur mit so starken und dauerhaften Gliedmaaßen begabt, als zu einem Scribenten erfordert werden. Dennoch habe ich, welches fast ungläublich ist, jedesmal über mich selbst so viel Gewalt gehabt, daß meine Gelehrsamkeit noch niemals zum wirklichen Ausbruche gekommen ist, ich nehme einige kritische Versuche aus, welche ich im Jahr 1719 bey der damaligen großen Theurung mir und dem guten Geschmacke zum Besten, doch jedesmal unter fremden Namen, der Welt mittheilen mußte. Seit dreyßig Jahren also habe ich nur einen Zuschauer unter den Gelehrten abgegeben. Meine ganze Aufmerksamkeit war dahin gerichtet, zu sehen, welches die sichersten und leichtesten Mittel wären, sich auf einmal über andre zu schwingen, und bis auf die späteste Nachwelt berühmt zu werden. Ich habe angemerkt, daß die Bemühungen der Geschichtschreiber, der Philosophen, der Dichter, und aller übrigen Gelehrten, so beschwerlich, so ungewiß, und so gefährlich sind, daß ich mich wohl hüten werde, mich mit einer von diesen Arten Schriften zu vermengen. Hingegen getraue ich mir, durch hundert Exempel zu behaupten, daß man durch kein Mittel in der Welt leichter zur gehörigen Autorgröße gelangen kan, als durch die Beschäftigung, die Schriften andrer

Männer

* S. Neue Beytr. zum Vergn. des Verst. und Witzes, 2 B. 4 St. 1745.

Männer durch Noten zu vermehren, und zu verbessern. Leute, von denen man schwören solte, daß sie die Natur zu nichts weniger, als zu Gelehrten, geschaffen hätte; Leute, welche, ohne selbst zu denken, die Gedanken der Alten und anderer berühmten Männer erklären; solche leute sind es, die sich groß und fruchtbar machen; und wodurch? Durch Noten! Noten also sind der rechte Weg, zu demjenigen Zwecke zu gelangen, welchen alle Gelehrte, auf verschiedne Arten, aber mit ungleichem Erfolge, suchen. Ich brauche nicht, zu beweisen, daß bey einem dergleichen Buche des Herrn Verfassers Noten allemal das vornehmste und wichtigste sind, der Text selbst aber nur etwas zufälliges, wenigstens von der Erheblichkeit lange nicht ist, als die angehängten Noten. Ich beziehe mich auf die Vorreden, so man vor diesen Büchern findet, und worinnen mein Satz allemal, nur auf Verschiedene Art, behauptet ist. Einem solchen Verfasser würde es daher gleich viel gelten, wenn der Text auch gar untergienge. Nur um seine Noten darf die Nachwelt nicht kommen; dieser Verlust wäre unersetzlich. Diese Betrachtung hat mich zu dem Entschlusse gebracht, Noten zu schreiben, ohne um einen Text besorgt zu seyn, da dieser, wie gedacht, ohnedem nur ein Nebenumstand bey einem Buche ist. Ich überlasse die Beschäftigung, einen Text zu gegenwärtigen Noten zu machen, andern, die weder diejenige Erfahrung, noch Geschicklichkeit, besitzen, die ich mit gutem Gewissen von mir selbst rühmen kann. Es solte mir lieb seyn, wenn ich dadurch unsrer itzigen Jugend Gelegenheit gäbe, sich in Texten zu üben. Es kan gleich viel gelten, ob sie eine Materie von den itzigen politischen Umständen, oder aus der Arzneykunst, oder aus den bürgerlichen Rechten dazu wählen wollen. Eine Abhandlung von dem leeren Raume solte sich auch nicht unrecht dazu schichen; denn dergleichen Betrachtungen werden nicht sehr gelesen,

und solche Texte braucht ein Notenautor, wie ich bin, am liebsten. Ich wolte wünschen, daß sich bald wieder ein Komet sehen ließe. Meine Noten solten sich ganz vortreflich ausnehmen, wenn sie unter einer Abhandlung davon stünden. Mann wird zwar darinnen nicht ein einziges Wort von Kometen finden; Aber desto besser wäre es; denn natürlicher Weise haben dergleichen Noten, wie die meinigen sind, ohndem mit dem Texte weiter kein Verhältniß, als das, welches ihnen der Setzer giebt. Mit einem Worte; mit dem Texte mag ich gar nichts zu thun haben, den überlasse ich kleinern Geistern. Ich bin ein Gelehrter, und zwar ein Gelehrter bey Jahren, darum schreibe ich Noten; denn das ist ein wichtiges Werk! Ich erstaune, wenn ich zurück sehe, und eine unzählbare Menge Männer hinter mir erblicke, welche sich so viele Jahre lang mit so vieler Sorge, auf so verschiedne Art, um den Namen eines Gelehrten bemüht haben, von mir aber in einer Zeit von zween Tagen auf die bequemlichste Art von der Welt, und ohne meinem Verstande und Nachdenken die geringste Gewalt anzuthun, eingeholt, ja weit übertroffen sind. Allen meinen Enkeln will ich es anrathen. Noten sollen sie machen! Und wollen sie es so hoch bringen, wie ihr Großvatter, so machen sie Noten ohne Text! Eine Sache, welche außer mir wohl noch kein Deutscher gewagt hat. Nun werden es die übermüthigen Franzosen doch auch glauben, daß es in Deutschland Schöpfer gebe, welche von sich selbst etwas hervorbringen, und noch mehr thun können, als nachahmen. Wie sehr werde ich mich vergnügen, wenn ein gelehrter Mann und Beförderer der schönen Künste Wissenschaften sich berühmt, und Noten über meine Noten machen wird! „Der große **Repkow**, wird es einmal heißen, „bedient sich in seinen gelehrten Noten ohne Text, unter andern „folgender sehr nachdenklichen Worte ꝛc. „Kan ein Schrift-

steller

steller zu seiner Beruhigung wohl mehr verlangen, als wenn sich ein andrer Schriftsteller auf ihn beruft? Wie prächtig wird es klingen, wenn ein gelehrter Abt des künftigen Jahrhunderts in der französischen Akademie seine Meinung durch mein Ansehen behaupten, und sagen wird; „ Voyez le Savant Allemand, „ Monsieur Enkemar de Repikof, dans ses remarques sans „ Texte &c. „ Und wer ist mir wohl dafür gut, daß nicht vielleicht, so bald gegenwärtige Abhandlung nur die Presse verlassen hat, schon irgendswo ein berühmter Mann mit Schmerzen auf meinen Tod wartet, nur, daß er in sein historisches Universallexicon, unter dem Buchstaben R diese Nachricht setzen könne: „ **Remkow**, (**Hinkmar von**), auf Budigaß, ein „ Nachkomme des großen Ecko von Repkow, schrieb Noten „ ohne Text, und starb. Er war ein billiger Verehrer seiner „ eignen Schriften, und überhaupt ein sehr gelehrter Mann. „ Seine vortreflichen Noten ohne Text hat man in viele Sprachen, und so gar ins Norwegische übersetzt. Die verschiednen „ Auflagen davon sind unzählich; doch ist diejenige wegen ihres „ breiten Randes und der artigen Leiste die beste, welche „ wir dem Fleiße des geschickten Hrn. Cowley Lizards in „ Londen zu danken haben. Von ihm stammt die berühmte „ Secte der Avtonotisten ab, und er ist der Urheber des berufnen methodi Repkovianae. Mehrere Nachricht von ihm findet „ man in dem theatro Budigassiano de claris Repkoviis. „ Gewiß! von wem die Nachwelt ein solches Urtheil fällt, dessen Mühe ist reichlich vergolten; denn dieses begreift alles dasjenige in sich, was der Ehrgeitz eines Gelehrten wünschen kann.

Vor Entzücken über die danckbare Nachwelt vergesse ich beynahe meine itztlebenden Leser, welche es vielleicht zufrieden seyn würden, wenn ich von mir selbst etwas weniger redete. Ich will zwar abbrechen,

brechen, aber mich nicht entschuldigen; denn alles, was ich bisher gesagt habe, das vertritt die Stelle einer Vorrede zu gegenwärtigen Noten ohne Text. Die Vorreden aber schreibt der Verfasser wohl nicht leicht um des geneigten Lesers willen, sondern seinetwegen. Mein Trost ist, daß ich im Nachstehenden noch öfters Gelegenheit haben werde, von mir selbst ausführlich, doch ohne die geringste Parteylichkeit zu reden.

Hinkmar von Repkow.

Noten
zur Zueignungsschrift.

O Musen, helfet mir!] Ueberhaupt muß ich erinnern, daß dergleichen Anrufung der Musen bey glückwünschenden Dichtern nichts weiter ist, als ein bloßes Compliment. Die Musen mögen nun helfen oder nicht, dadurch wird sich der Dichter doch nicht irre machen lassen. Diese Formel sagt eben so wenig, als diejenige, wenn man spricht:

Erlaube, theurer Mann!

Wenn es auch gleich der theure Mann nicht erlauben wollte: so würde er dennoch, auch wider seinen Willen hören müssen, daß er die vollkommenste Creatur unter allen Creaturen sey; denn das Carmen ist einmal gedruckt, und mit gutem Gewissen kann er es dem ehrlichen Dichter nicht zumuthen, daß er die Unkosten umsonst sollte aufgewandt haben. Ich misbillige darum diese Anrufung der Musen gar nicht. Es sind die poetischen honneurs, die wir unsern Mäcenaten machen. Eine Schildwache thut nur ihre Schuldigkeit, wenn sie bey der Ankunfft eines vornehmen Mannes:

Ins

Ins Gewehr! ruft, und auf dem Parnasse ist die größte Ehrenbezeugung diese, wenn wir alle neun Musen paradiren lassen. Ich halte es um deswillen denen sehr für übel, welche diese gute Ceremonie abschaffen wollen. Sie bringen den armen Dichter um ein paar Verse, die ihm nicht sauer werden können, und die zum wenigsten nichts schaden, wenn sie auch nichts helfen sollten.

Dieß schwere Werk, dich Gönner aller Gönner,] Es ist allerdings vielmals sehr schwer, denjenigen mit einiger Wahrscheinlichkeit zu rühmen, an den die Zuschrift gerichtet ist. So leicht es ist, **Reinbecken**, als einen großen Gottesgelehrten, **Wolfen**, als einen Philosophen, **Hofmannen**, als einen geschikten Arzt, und **Canitzen**, als einen Dichter vorzustellen: so ein schweres Werk ist es hingegen, wenn ich den Aberglauben, als einen Mann, auf dessen Brust Licht und Recht glänzen, oder Starrkatern in Eulenburg, dessen der hamburgische Patriot gedenkt, als einen Priester der Gerechtigkeit abbilden soll. Wie viel Mühe kostet es nicht, wenn wir denjenigen zum Apollo unsrer Zeiten machen, welcher mit einem Gelehrten weiter keine Aehnlichkeit hat, als die große Perücke! Wir beschwören das Alterthum, und bannen alle Weisen Griechenlandes und Roms zusammen, damit sie zu ihrer Beschämung anhören sollen, daß in unsern Tagen ein Mann lebt, der Davus heißt.

Von Kleinigkeiten groß, von schlechten Dingen fein,
Von albern Sachen klug, von Stümpern ungemein,
Und endlich unvermerkt stets von sich selbst zu singen,
Sind Künste, die uns spät, der Lobsucht stets gelingen.

Eben diese Lobsucht ist noch das einzige Mittel, welches unsern Dichtern bey ihren Zuschriften die grösten Schwierigkeiten erleichtern hilft. Sie wollen loben! Das ist genug! Ob aber die Züge in ihrer

Lobschrift dem Originale ähnlich sind; das ist eine Sache, die man eben so genau nicht untersuchen, noch viel weniger aber von ihnen verlangen darf. Sie gleichen darinn einer gewissen Art von Malern, welche die Bildnisse großer Fürsten und Herren feil haben. Alle diese sehen einander ähnlich, und die Bilder von Ludwig dem vierzehnten an bis auf den General Menzel haben nur ein Gesicht. Der einzige Unterschied besteht in der Tracht und Farbe des Kleides, und wenn es hochkömmt, in einem Schnurrbarte. Dem ungeachtet weis man, wen es vorstellen soll, und derjenige muß blind seyn, der es nicht aus der Unterschrift sehen sollte. Machen es die meisten unsrer heutigen Scribenten in ihren Zuschriften wohl anders? Sie haben nur eine Art zu loben, und ein jeder, den das Verhängniß dazu ersehen hat, daß er unter ihre Hände gerathen, und ihr Mäcenat werden soll, den stellen sie uns allemal, als den vollkommensten, als den tugendhaftesten Sterblichen vor. Kurz, auch ihr Gönner und Helden haben nur ein Gesicht, den Unterschied macht weiter nichts, als der Titel des Gönners.

Mit Zittern wagt mein Kiel] Ich bin ein Poet, das ist ein postulatum, und ich will es keinem Menschen rathen, mir zuzumuthen, daß ich diesen Satz beweisen soll. Wenn man also im obigen Texte die Worte: **mit Zittern wagt mein Kiel**, nicht von der demüthigen Positur verstehen wollte, mit welcher einige Dichter von meiner Art ihre Gönner anzureden, und ihnen die Proben ihrer unterthänigsten Ehrfurcht zu überreichen pflegen: So würde es allerdings sehr unnatürlich seyn, zu sagen, daß der Dichter zittere. Wir, die wir mit Göttern eben so vertraut umgehen, wie mit einer Schäferinn, wir werden vor keinem Sterblichen zittern. Ein Dichter, der von seiner Fertigkeit zu reimen, von seinem Geldmangel, und von den Capitalen seines Gönners gewiß überzeugt ist, ist das unerschrockenste Geschöpf unter allen Thieren. Läßt sich also

wohl

wohl mit Grunde von ihm sagen, daß er zittere? Ich glaube es nicht, und wenn er ja zittert, so geschieht es doch nur dem Reime und dem Sylbenmaaße zu gefallen.

Und wenn du, großer Held,] Dieses Beywort ist so gewöhnlich, daß ich kein Bedenken trage, solches dem unbekannten Gönner beyzulegen, welchem gegenwärtiges Werck künftig einmal dediciret werden könnte. Ein Autor schmiegt sich gemeiniglich in seinen Zueignungsschriften dergestalt, vor den Füßen seines Gönners, daß ihm derselbe natürlicher Weise nicht anders, als groß, vorkommen muß, und einen Helden nenne ich ihn um deswillen, weil ich zum voraus setze, daß die Zueignungsschrift an keinen von bürgerlichem Stande, sondern an jemanden meines gleichen gerichtet wird. Wir sind Ritter. Alle Ritter sind, vermöge der Erfahrung, Helden, und große Helden werden wir, so bald uns ein Autor braucht. Hierbey fällt mir eine Geschichte ein, welche ich anführen muß. Als ich dem Pfarrer in meinem Dorfe seinen Sohn zum Substituten gab: so ward, wie man leicht glauben kann, dieser wichtige Umstand der Kirchenhistorie von mehr, als einem Rohre, besungen. Es würde zu weitläuftig seyn, alle die schönen Gedanken anzuführen, welche bey dieser vortreflichen Gelegenheit verschwendet wurden. Keiner aber hat mich so sehr gerühret, als derienige, da ein Dichter den jungen Substituten des großen Vaters großen Sohn nennte. Ich bin versichert, daß dieser prächtige Ausdruck bey dieser Gelegenheit nicht zum erstenmale angewandt ist, und sonder Zweifel auch in folgenden Zeiten seine Liebhaber finden wird. Aber eben dadurch suche ich auch obige Worte meines Textes zu rechtfertigen. Denn schikt er sich für einen Dorfpfarrer und seinen Substituten; so wird man ihn einem Kirchenpatrone gewiß nicht streitig machen können.

Mich deiner Gunst empfohlen] Gunst heißt hier, und in andern dergleichen Zuschriften, in poetischem Verstande, so viel, als baares Geld.

Du selbst ein Dichter bist, der Ewigkeit entgegen] oder wie es im Zusammenhange des Textes heißen würde: Du siehst der Ewigkeit entgegen, weil du selbst ein Dichter bist. Man sieht wohl, daß diese Zueignungsschrift in Versen abgefaßt ist: und weil sie in Versen abgefaßt ist; so folgt natürlicher Weise, daß der Verfasser ein Poet seyn muß, denn eben dadurch unterscheidet sich ein Poet von andern Geschöpfen, daß er Verse macht. Es ist also nichts neues, wenn ein Poet glaubt, er könne seinem Gönner nicht angenehmer schmeicheln, als wenn er ihn auch einen Dichter heißt. Es erklärt sich dieses aus den Regeln der Eigenliebe, welche eine jedwede Art der Schriftsteller für ihr Handwerk hat. Wird ein Arzt ein Schriftsteller, so wird er sagen, daß sein Mäcenat, an den die Zueignungsschrift gerichtet ist, auch ein Arzt sey; und ein schreibender Rechtsgelehrter macht alle seine Gönner zu Ulpianen. Ich kenne einen Kunstrichter, welcher zu der Freygebigkeit eines ziemlich begüterten Landkramers ein so großes Vertrauen hatte, daß er ihm ein Buch zueignete, welches von den kritischen Streitigkeiten unsrer Zeit handelt. „ Ich widme dir diese Blät„ ter, sagte der Verfasser in seiner Zueignungsschrift, da du so „ glüklich bist, selbst ein Kritikus zu seyn. „ Der Landkramer erschrack. Er fragte seinen Informator, was ein Kritikus für ein Ding sey? Und weil ihm dieser eine verhaßte Beschreibung davon machte: so fehlte nicht viel, daß jener den Verfasser nicht rechtlich belangte.

Noten
zur Vorrede.

Und mit Anmerkungen] Anmerkungen heissen diejenigen Zeilen, welche der Buchdruker unter den Texte setzt. Mit diesem

diesem haben sie keine Verbindung weiter, als daß sie auf eben der Seite stehen, oder, wofern der Raum dieses nicht zulassen will, wenigstens sich allemal auf diejenige Seite beziehen, wo die Worte des Textes zu finden sind. Besonders zweyerley wird dabey erfodert. Sie müssen in die Augen fallen, und unerwartet seyn. Jenes geschieht, wenn man sagt, was andre schon gesagt haben, oder, kunstmäßig zu reden, wenn man die Alten und Neuen fein häufig anführt, und die Gelehrten, welche gegen alle vier Winde wohnen, citirt. Das Unerwartete hingegen besteht darinnen, wenn ich Sachen sage, welche kein Mensch in meinen Anmerkungen suchen würde. Zum Exempel: Im Texte steht das Wort: **Cicero** und in der Anmerkung untersuche ich die Frage: Ob Nebucadnezar auch wirklich Gras gefressen habe, wie ein Vieh?

Zu dieser Vorrede] Denn eine Vorrede heißt nur um deswillen eine Vorrede, weil sie gleich auf das Titelblatt, oder die Zueignungsschrift folgt. Der Herr Verfasser darf sich gar kein Gewissen machen, wenn er darinnen Sachen sagt, die zum Buche gar nicht gehören.

Erläutert] Das ist ein erschrecklicher Drukfehler, und soll erweitert heißen, welches ein ieder ehrengünstiger Leser in seinem Exemplare zu ändern beliebe. Ich wäre nicht werth, daß ich ein Autor hieße, wenn ich bey diesen Anmerkungen die Absicht gehabt hätte, den eigentlichen Verstand des Textes zu erklären, oder zu erläutern, zu geschweigen, daß vielmals ein Text keinen eigentlichen Verstand hat. Aber das ist die wahre Pflicht vieler unsrer heutigen Scribenten, daß sie eine Sache weitläuftig dehnen, und dasjenige auf etlichen Bogen sagen, was der ungelehrte Pöbel in wenig Zeilen fassen würde.

Ich weis aber nicht, ob ich dieser meiner Schrift die Ewigkeit versprechen darf:] Das ist nur eine bescheidne Ver-

stellung

stellung von mir; ich weis dieses aber ganz gewiß, denn ich bin ein Autor. Diese Formel ist der so gewöhnliche väterliche Segen, welchen wir unsern Büchern mittheilen, wenn wir sie in die Welt schicken. Von dem Nachdrucke dieses Segens kan niemand besser urtheilen, als wer Gelegenheit gehabt hat, entweder durch die Erfahrung, oder auf andre Wege, sich einen hinlänglichen Begriff von derjenigen innbrünstigen Zärtlichkeit zu machen, welche man die väterliche Liebe nennt. Ein Schriftsteller empfindet diese in dem stärksten Grade. An unsern Kindern halten wir dasjenige für Schönheiten und Artigkeiten, was wir an den Kindern andrer Leute für Leibesgebrechen und Laster ansehen. Ein Autor, welcher die Mängel andrer Schriften aufs schärfste beurtheilt, ist dennoch oftmals von einer blendenden Liebe gegen seine eigne Arbeit dergestalt eingenommen, daß er denjenigen für einen neidischen Klügling, für einen Verräther des Vaterlandes ausschreyen wird, welcher sich untersteht, ihm und andern zu sagen, daß seine gelehrte Geburt nur ein Krüpel, oder gar ein Misgeburt sey. Er wird ergrimmen, wie ein Bär, dem man seine zottige Brut raubt, und wer ihm in dieser Wut begegnet, der ist verlohren. Ich getraue mir, noch mehr zu behaupten. Ich glaube, daß die Liebe eines Scribenten gegen seine witzige Zucht diejenige Neigung weit übertrifft, welche Aeltern ordentlicher Weise gegen ihre Kinder haben. Ein Vater wird dasjenige Kind niemals, ohne eckelhaften Widerwillen, ansehen können, von dem er gewis weiß, daß es nicht sein ist, ein Scribent aber keinesweges. Oefters ist dieser bemüht, der Welt diejenigen Sachen, als seine leiblichen Kinder anzupreisen, welche ihr ganzes Wesen und Daseyn dem Fleiße andrer Gelehrten, ihm aber weiter nichts, als den Namen, zu danken haben. Dennoch erkennt er sie für die Seinigen. Derjenige greift ihm ans Hertz, welcher ihm den Titel eines Vaters absprechen will. Da nun unsre Gelehrten und Schriftsteller so geneigt sind, ihren Gedichten und Büchern die

Ewig-

Ewigkeit zu prophezeyen; wie empfindlich, wie schmertzhaft muß es nicht einem so liebreichen und zärtlichen Vater fallen, wenn er sieht, daß er das Werk seiner Hände, welches er der Nachwelt zugedacht hatte, noch selbst überleben muß! Kömmt dieses frühzeitige Absterben von der schwächlichen Natur, und der hinfälligen Beschaffenheit unsrer Schriften her; So ist allerdings noch einiger Trost dabey. Geschieht es aber, daß sie durch einen gewaltsamen Tod dahin gerissen, und durch die unerbittlichen Hände eines grausamen Kunstrichters aufgerieben werden: So kann ich mir in der That keine verzweifeltern Umstände vorstellen, als diejenigen sind, in welchen sich ein so gebeugter, und in die tiefste Trauer versetzter Scribent befinden muß. Er ist desto unglücklicher, da ihm nicht leicht jemand sein Beyleid bezeigen, und diesen unverhofften Verlust beklagen wird. Ein Trost, den zum wenigsten andre Väter, bey dem Tode ihrer Kinder, zu gewarten haben.

Noten zur Abhandlung.

Farrago libelli:] Bey diesen Worten, welche ich aus dem Juvenal zur Uberschrift über gegenwärtige Abhandlung gewählt habe, muß ich vor allen Dingen verschiedenes erinnern. Die Verse des Juvenals heißen eigentlich so:

> Quicquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,
> Gaudia, discursus, nostri est farrago libelli.

Ich habe aber mit Fleiße nur die letzten Worte davon behalten, weil ich beförchten mußte, viele meiner Leser möchten ein gar zu schlechtes Vertrauen zu dieser Schrift bekommen, wenn sie durch die angezognen Verse des Juvenals auf die Meinung gebracht

bracht würden, als wolte ich Sachen darinnen abhandeln, welche, gewisser Ursachen wegen, nicht allemal gern gelesen werden.

Indessen schicken sich die Worte, farrago libelli, hieher. Ich weis sie nicht nachdrücklicher zu übersetzen, als durch das Wort, **Mischmasch**; und dieses zeigt meinen Lesern auf einmal an, was sie in diesen Noten ohne Text zu suchen haben.

Ich bin so neidisch gar nicht, daß ich mich dieser Ueberschrift ganz allein anmaaßen und andern Schriftstellern verwehren wolte, sich derselben, in gleichem Falle, zu bedienen. Nichts wünsche ich eifriger, als daß ich in diesem Stücke Nachfolger finden möge, welche mit der gelehrten Welt eben so offenherzig umgehen, als ich thue. An statt der ausschweifenden Titel: **Kurze, doch gründliche Abhandlung von ꝛc. Neue, und höchstnöthige Wahrheiten ꝛc. Exegetisch = theoretisch-praktische Untersuchung, ob ꝛc. Unumstößlicher Beweis, daß ꝛc. Versuch einer heilsamen und erbaulichen ꝛc. Abgenöthigte, doch mit vieler Bescheidenheit abgefaßte, und in der Wahrheit selbst gegründete, Vertheidigung wider ꝛc. Universal ꝛc.** An statt aller dieser Titel würden die meisten ihrer Verfasser mit besserm Rechte, und mit mehrerer Wahrheit sich dieser Worte bedienen: Farrago libelli; und die Nachwelt hat es blos meiner Bemühung zu danken, daß nächstens ein guter Freund von mir sich eben dieser Worte, bey seinem Buche bedienen wird, welches er von dem eigentlichen Grunde des Natur = und Völkerrechts, und zwar methodo mathematica, abgefaßt.

Ich kan diese Gelegenheit nicht vorbey lassen, ohne von dergleichen Ueberschriften noch etwas überhaupt zu gedenken. Ich finde einen großen Misbrauch darinnen, daß sich die meisten solcher Sentenzen aus alten Poeten und Philosophen anmaaßen,

welche sie, ohne die Wahrheit zu beleidigen, und ihr Autorgewissen zu beschweren, vor ihre Schriften gar nicht setzen solten. Ich will an deren Stelle einige andre vorschlagen, und ich traue meinen Lesern so wohl, als den zukünftigen Autoren, so viel Geschmack und Einsicht zu, daß sie die Wahl, vor welche Bücher eine jede dieser Uberschriften gehöre, selbst treffen werden, ohne daß ich nöthig habe, mich darüber zu erklären. Diese Arbeit ist wenigstens so wichtig, und dem Vaterlande eben so vortheilhaft, als die Bemühung des Herrn **Woldamars von Zschaschlau**, welcher * seinen muthwilligen Witz an einer Abhandlung von Buchdruckerstöcken verschwendet hat, und dabey gewisse eigensinnige Regeln vorschreiben wollen, welche die Fruchtbarkeit unsrer Schriftstellern zu merklichem Schaden der gelehrten Nahrung auf einmal niederschlagen würden, wenn diese nicht bereits viel zu großmüthig wären, als daß sie den pedantischen Vorschriften der Vernunft Gehör geben solten. Hier sind meine Ueberschriften, und finde ich, daß die Welt erkenntlich genug ist: so behalte ich mir vor, in einer besondren, und hoffentlich sehr weitläuftigen, Abhandlung deren mehr zu liefern.

Duceris, vt neruis alienis mobile lignum.

Horat.

. . . Nihil mea carmina curas?
Nil nostri miserere? Mori me denique cogis?

Virgil.

Scilicet oblitus patriae, patrisque LATINE?

Horat.

Quid faciam, praescribe. Quiescas. Ne faciam, inquis.
Omnino versus? Aio. Peream male, si non
Optimum erat. Verum nequeo dormire . .

Horat.

* Siehe vorstehende Abhandlung, a. d. 58 S.

Quos ego! . . . .
Virgil.

. . . . Procumbit humi . . . .
Virgil.

. . . Κυνος ὀμματ' ἐχων.
Homer.

Grammatici certant, ...
. . . . rabies armauit, . . .
. . . et vsque
Certantes, donec cantor, Vos plaudite! dicat.
Horat.

Quae virtus, et quanta . . . .
Nec meus hic ſermo eſt . . . .
Horat.

Felices errore ſuo . . . .
Lucan.

Dic aliquid dignum promiſſis. Incipe: nil eſt.
Horat.

. . . Di te, Damaſippe, Deaeque
Verum ob conſilium donent tonſore . .
Horat.

Dieſes würde genug ſeyn können, zu zeigen, wie redlich ich es mit meinem gelehrten Vaterlande meine. Ich will aber noch mehr thun, und den Witz aller muntern Köpfe in Deutſchland in Bewegung bringen. **Virgil** ſagt an einem gewiſſen Orte:

Caedicus Alcathoum . . Sacrator Hydaſpen,
Partheniumque Rapo, et praedutum viribus Orſen,
Meſſapus Cloniumque, Lycaoniumque Ericaten,
. . Atronium Salius, Saliumque Nealces.
. . . .
Di Iovis in tectis iram miſerentur inanem
Amborum, & tantos mortalibus eſſe labores!

Hiermit

Hiermit fodre ich alles auf, was nur einen Finger regen, und schreiben kan! Derjenige, welcher die gründlichste Nachricht geben wird, vor welches Buch sich diese Ueberschrift schicke, der soll bey dem Verleger sechs Dukaten zum Preise erhalten! Mit Freuden sehe ich dem ämsigen Lärmen entgegen, welcher, wegen dieser ansehnlichen Belohnung, unter unsern Gelehrten entstehen wird. Dieses verlange ich noch, daß sie ihre Briefe postfrey einsenden, und ihre Namen versiegelt beylegen, zugleich auch eine Anweisung geben, an wen der Preis gezahlt werden soll. Als einen kleinen Nebenumstand muß ich nur dieses noch erinnern, daß ich selbst an der Auflösung dieser gelehrten Aufgabe mit arbeiten werde. So viel kan ich inzwischen bey aller der Aufrichtigkeit versichern, welche mir und allen Scribenten meiner Art bey dergleichen Fällen so eigen ist, daß ich zur Zeit nicht weis, welche Art von Büchern, ich zu dieser Ueberschrifft eigentlich vorschlagen sollte. Weil ich aber doch aus der Erfahrung weis, daß ich, im Vertrauen zu sagen, gar öfters ganz feine und scharfsinnige Einfälle habe; so will ich nicht gut dafür seyn, daß ich diesen aufgesetzten Preis nicht selbst verdienen sollte.

Und die friedfertige Antwort jenes Landedelmanns ist zu bekannt, als daß ich ꝛc.] Weil nicht alle meine Leser Gelegenheit haben, diese Worte in dem vortreflichen Theatro Europaeo selbst nachzulesen; so will ich solche allhier mit einrücken: „Ich „bin auf meiner väterlichen Hufe gebohren, und erzogen. Niemals habe ich die geringste Neigung gehabt, mich in die Händel „der Welt zu mischen, oder mit dem Degen in der Faust dasjenige „zu thun, was die meisten meiner unruhigen Nachbarn, fürs „Vaterland fechten, nennen. Ich habe allemal geglaubt, es sey „besser, bey gesundem Körper unbekannt, als bey verstümmeltem „Körper berühmt zu seyn. Der Lorbeer auf dem Haupte, und „ein hölzerner Arm oder Fuß ist für mich niemals eine so reizende

„ Vorstellung gewesen, daß ich mich hätte bewegen lassen, meiner „ Ruhe und Bequemlichkeit zu entsagen. Das ganze Dorf weis, „ und mein Pfarrer wird es sub fide pastorali, und manu propria „ bezeugen können, daß ich nichts weniger, als blutdürstig bin; ich „ nehme diejenige Zeit aus, da die Jagd offen ist. „ So redet unser Junker.

Kritisch und gelehrt.] Dieses ist ein Pleonasmus. Man denke ja nicht, als wären es zwo ganz unterschiedne Sachen, kritisch und gelehrt zu schreiben. Keines wegs! Ein Kritikus von der Art, deren unser Text erwähnt, ist ein Mann, welcher allemal Recht hat, und ein Gelehrter, nach meinem Begriffe, darf niemals andern Recht geben. Jener ist mit keinem Menschen, mit sich selbst aber gar wohl zu frieden; ein Gelehrter auch. Kurz, die Kritik ist von der Gelehrsamkeit so unzertrennlich, als die gründliche Wissenschafft der Rechte von einem consultissimo Juris vtriusque Doctore, oder Verstand und Tugend von einem Capitalisten.

Die Grösse deiner Gaben.] Wenn ein Dichter an seinem Helden die Grösse seiner Gaben rühmt; so versteht der Leser ordentlicher Weise dessen Gemüthsgaben darunter. Dasjenige nennt man zwar auch Gaben, was er, für sein sauber eingebundnes Carmen, von seinem großmüthigen Gönner erhält. Allein so unbescheiden ist nicht leicht ein Dichter, daß er dieser Gaben ausdrücklich gedenken solte. Es versteht sich wohl von selbst, daß er sich und der Wahrheit so grosse Gewalt nicht umsonst anthun, und Tugenden rühmen wird, welche vielmals derjenige, der sie besitzen soll, selbst nicht an sich gemerkt hat. Mancher würde nicht besungen werden, wenn sich der Dichter nicht auf die Grösse seiner Gaben Rechnung machte. Simonides solte er ein Wettstreit mit Mauleseln besingen. Derjenige,

dessen Maulesel den Preis davon getragen hatten, mochte sein Geld so lieb haben, als seine Ehre, und bot um deswillen dem Dichter nur eine geringe Belohnung an. Dieses empfand Simonides übel. Ich, sagte er, besinge keine Maulesel! So bald man ihm aber die Belohnung erhöhte; so bald sang er von Mauleseln, und rufte:

Χαιρετ' ἀελλοποδων θυγατρες ἱππων!

Mich dünkt, wir besingen heut zu Tage unsre Mäcenaten noch eben so!

Hierbey muß ich einen kleinen Handgriff anrathen, welcher im gemeinen Leben seinen guten praktischen Nutzen hat. Ist ein Dichter von der Freygebigkeit seines Gönners schon hinlänglich versichert: So wird er am besten thun, wenn er mit einer philosophischen Großmuth alle vergängliche Reichthümer unter seine Füsse tritt, die Geldbegierde, als das unanständigste Laster eines Gelehrten, verflucht, und die poetische Mäßigkeit mit den lebhaftesten Farben abschildert.

Wofern es aber bekant ist, daß unser Gönner die Musen zwar liebt, aber nicht bezahlt, und nur poetische Fröhner haben will; so wollte ich einem jeden, dem sein eigener Magen lieb ist, wohlmeinend gerathen haben, daß er sich wegen seiner Hauptabsicht etwas deutlicher erklärte. Er lobe den Verstand seines Gönners, seine Freygebigkeit aber noch mehr. Er erzähle ihm die betrübte Geschichte jenes griechischen Fechters, an welchem die Götter sichtbarliche Zeichen und Wunder gethan, und ihn um deswillen zerschmettert haben, weil er so unverschämt gewesen, und den ehrlichen Simonides um zwey Drittheile seines sauer verdienten Lohnes betriegen wollen. Pindar, der Schutzgott aller Poeten, die ums Geld loben, hat diese Kunst auch ver-

standen. Die Stelle ist bekannt, da er dem Xenokrates unter die Augen sagt, „ daß die Mode, umsonst zu singen, schon vor„ längst abgekommen, und altväterisch geworden sey. Zwar ehe„ dem, spricht er, waren die Musen nicht gewinnsüchtig, keine „ ließ sich für Geld dingen, und Terpsichore verkaufte ihre Lie„ der noch nicht. Nunmehr aber ist es gar wohl erlaubt, „ dem gegründeten Ausspruche jenes Argiers nachzuleben, wel„ cher zwar selbst weder Geld noch Freunde hatte, dennoch aber „ sagte: Das Geld, nur das Geld macht einen Mann! Du „ bist ein kluger Mann! Xenokrates, du wirst mich verstehen!

Feruet immensusque ruit profundo
Pindarus ore
Laurea donandus Appollinari!

Das Ansehen dieses großen Dichters schützt uns wider alle Vorwürfe. Es ist zwar allerdings, wie Horaz uns warnet, sehr gefährlich, dem Pindar nachzuahmen, aber nur in diesem Stücke nicht. Denn, sind wir nicht so feurig, wie Pindar, so sind wir doch wenigstens eben so geldgierig! Man sage ia nicht, daß ich mich an so berühmte Leute des Alterthums wohl aus andern Ursachen, als wegen ihrer Fehler, erinnern könnte. Es geschieht gar nicht, dieselben zu verkleinern, sondern die grossen Beyspiele unsrer Zeiten durch andre grosse Beyspiele zu rechtfertigen, und dadurch zu zeigen, wie sehr sich bereits die meisten meiner Landsleute den Alten genähert haben. Es ist überdieses noch zu erweisen, ob das Verlangen nach einer verdienten Belohnung ein Fehler ist. Ich glaube es nicht, und kenne, zu meiner Beruhigung, Leute genug, welche meiner Meinung sind.

Ohne eigennützige Absichten, ohne Vorurtheil, bloß zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der schönen Wissenschaften.] Eine jede Zunfft

Zunft der Gelehrten, und derer, welche sich zu den Gelehrten rechnen, hat ihre gewisse Formeln, unter welchen sie ihre wahre Absichten zu verbergen weis. So viel ich Quacksalber gehört habe: So viele haben auch versichert, daß sie nicht etwan deswegen öffentlich ausständen, um ihren Vortheil dabey zu suchen. Nein, keinesweges! Nur preßhaften Personen beyzuspringen, und ihren Nebenchristen aus Mitleid die Zähne auszubrechen; dieses ist die wahre Ursache, warum sie von Stadt zu Stadt ziehen, und die Jahrmärkte besuchen. Zu Beförderung der heilsamen Justiz, zu Vertheidigung der Unrechtleidenden, und vermöge der aufhabenden theuren Pflicht werden die Sporteln gemacht, und wenn eine gewisse Art der Rechtsgelehrten, so der unstudirte Laye Rabulisten nennt, die Wittwen und Waisen um ihre Häuser bringen will; so geschieht es zwar, aber wie? Allemal mandatario nomine, nobilissimum iudicis officium desuper implorando. Ja, ich kenne einen hochwohlehrwürdigen Mann, welcher in seinem Berufe niemals unermüdeter ist, als wenn er liquidiren soll. Allezeit aber geschieht dieses, welches ja wohl zu merken ist, **Amts und Gewissenswegen.** Dieses könnte schon genug seyn, obige Worte meines Textes zu erklären, wenn ein Autor sagt, er schreibe ohne eigennützige Absichten, ohne Vorurtheil, bloß zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der schönen Wissenschaften. Diese Formel ist allemal das Wesentliche einer Schrift, und da ich in einem freyen Lande wohne, wo weder die sächsischen Whigs, noch die schweizerischen Torrys, zu fürchten sind: So getraue ich mir, ohne Scheu zu behaupten, daß bey vielen unsrer heutigen Scribenten die Bewegursachen eigennützig, und voller Leidenschaften sind. Freylich sagen wir dieses nicht ausdrücklich. Aber das wäre auch wider alles Herkommen. Wir versichern vielmehr den Leser, daß unsere Schriften das Tageslicht nimmermehr

mehr würden erblickt haben, wenn uns nicht die Erbauung des Nebenchristen, die Besserung der Gemüther, die Beförderung des Wohls unsrer Mitbürger, die schwere Amtspflicht, die ernsthafte Aufmunterung unsrer Obern, das Anliegen des Buchhändlers, und noch hundert andre rühmliche Ursachen dazu bewogen hätten. An unserm eignen Ruhme ist uns so wenig gelegen, daß wir versichern, wir würden ganz gleichgültig bey den Urtheilen des Lesers seyn. Ja, wir erniedrigen uns vielmals so weit, daß wir bitten, man möchte uns unsre Fehler zeigen, und uns auf den rechten Weg führen. Aber, dem mag der Himmel gnädig seyn, der dieses nur einmal versucht! Man wage es nur, und sage uns, daß unser Vortrag unordentlich und trocken sey, daß unsre Wahrheiten sehr alte Wahrheiten wären, daß kein Mensch einen Nutzen aus unsern Schriften erlangen könnte, daß wir unsrer Amtspflicht eine bessere Gnüge geleistet haben würden, wenn wir gar geschwiegen hätten; man ziehe in Zweifel, ob unsre Obern, und nicht vielmehr wir selbst, uns aufgemuntert haben: In was für eine Wut wird man uns Patrioten bringen! Wie grimmig werden wir mit ihnen verfahren! Nicht das Vaterland, nicht die Erbauung des Nebenchristen, nicht das Wohl unsrer Mitbürger, nein; uns selbst, unsre beleidigte Ehre werden wir vertheidigen!

Und ein jeder glaubt, es werde noch in tausend Jahren Scholiasten geben, welche seine gelehrte Schrift mit kritischen Anmerkungen bereichern, und über eine zweifelhafte Lesart andern Scholiasten Verstand und guten Nahmen absprechen.] Und ich glaube, daß mir selbst dieses widerfahren wird. Eine so schmeichelhafte Eigenliebe, als diejenige ist, wovon unser Text redet, ist niemanden zu gute zu halten, als mir, weil außer mir niemand ein so wichti-

ges

ges Werk geschrieben hat, als gegenwärtige Noten ohne Text sind. Ich stelle mir hierbey deren spätes Schicksal auf das lebhafteste vor. Ich übersehe, mit einem ehrgeizigen Blicke, eine Reihe von vielen Jahrhunderten, und empfinde eine stärkende Beruhigung bey mir selbst, wenn ich an unsre spätesten Nachkommen gedenke, wie sie mit einer abgöttischen Ehrfurcht den Verstand und Witz des **Hinkmars von Repkow** bewundern werden. Ja, ich gehe in diesen prophetischen Betrachtungen noch weiter. Damals hießen unsre alten Deutschen noch Barbaren, als man zu Rom, für die Aufnahme des guten Geschmacks in der Dichtkunst und Beredsamkeit, mit eben der Sorgfalt, doch vielleicht nicht mit eben der Hitze, kämpfte mit welcher wir, die gesitteten Nachkommen dieser barbarischen Deutschen, so viel gelehrte Kriege, in unserm eignen Vaterlande, auf das muthigste unternommen, und fortgeführt haben. Ist wohl also im geringsten zu zweifeln, daß nach Verlaufe vieler Jahrhunderte eben dieses die wichtigste Beschäftigung solcher Völker seyn kann, die wir itzt für eben solche Barbaren halten, für welche die Römer unsre Väter ansahen? Hätten es diese Römer wohl geglaubt, daß eine Zeit kommen könnte, in welcher die Nachkommen der alten Mysen Zeit und Kräfte verschwenden würden, die wahre Gestalt ihrer Schuhe ausfindig zu machen? Und wer leistet denn uns die Gewähr, daß nicht itzt ein Volk in Wildnissen und Wäldern herum irrt, dessen witzige Kinder nach tausend Jahren mit ängstlicher Bemühung untersuchen werden, ob die Hüthe der alten Deutschen unter der Regierung Kaiser Carls des Siebenten hoch aufgesteift, oder niedrig gewesen sind? Ich verehre den Fleiß desjenigen grossen Mannes, welcher sich, unserm Vaterlande zum Besten, so manche unruhige Stunde, so viele schlaflose Nächte um ein V, oder wegen eines zweifelhaften Manuscripts, Christen zu Heyden macht. Ist

es aber wohl unmöglich, daß auf eben derjenigen Stelle, wo itzt, indem ich dieses schreibe, ein räuberischer Tartar unter seinem Zelte auf Mord und Beute denkt, sein witziger Enkel künftig eine Catheder erbauen, sich auf derselben, als Kunstrichter, blähen, und um ein deutsches Wort über seine kritischen Widersacher ein grausames Blutgerichte halten wird? Ich getraue mir, es zu verantworten, wenn ich für mein Vaterland so viel Hochachtung habe, daß ich glaube, wir werden in tausend Jahren den Tartarn eben dasjenige seyn, was die alten Römer uns jtzt sind. Ja ich bin für Freuden ausser mir, wenn ich bedenke, daß alsdann meine Noten ohne Text vielleicht ein Autor Classicus für die jungen Tartarn in Oczakow seyn werden. Und vielleicht steht gar einmal ein kalmuckischer Gräv auf, welchen mein Ruhm und die Begierde nach abendländischen Alterthümern in mein Vaterland treibt, welcher unter dem Schutte einer Stadt in Deutschland so viele Weisheit hervorzieht, als kaum in eilf Folianten Raum hat, und welchen die glückliche Ergänzung einer verloschnen Grabschrift, der Himmel weis, von welcher Schneidersfrau, in seinem Vaterlande unsterblich macht.

Wie ich zum Exempel] Diese Worte werden sehr oft in meinem Texte vorkommen, weil es der gelehrte Gebrauch erfodert, daß ein Schriftsteller von sich selbst bey allen Gelegenheiten am meisten redet. Bey den übrigen Stellen werde ich die Noten weglassen; hier aber kann ich es unmöglich über mein Herz bringen, davon zu schweigen, was die Worte, **wie ich zum Exempel**, eigentlich sagen wollen. Ich zeige dadurch die Grösse meiner Arbeit, und die Wichtigkeit derjenigen Bemühungen an, mit welchen ich mich in meinen Schuljahren beschäftigt habe. Denn ein junger Dichter war, nach dem Begriffe eines

meiner

meiner ehemaligen Lehrmeister, nichts anders als ein Ding, welches lateinische Verse scandiren, und eine gewisse Anzahl Wörter von verschiedner Länge, nach dem Sylbenmaaße, in Ordnung stellen konte. Dieses war auch die einzige Ursache, warum ich die alten Poeten las, und vielmals mit exemplarischem Nachdrucke dazu angehalten wurde. Ich solte lateinische und griechische Verse machen lernen, und ich lernte es auch; wenigstens traf ich die Melodey der Alten. Ich habe den Nutzen davon nach der Zeit deutlich erkannt. Ich weiß wohl, daß man viele Geschicklichkeit haben muß, wenn man gute lateinische Verse machen will; ich weis aber auch, daß solche Arbeiten von den meisten nicht deswegen gelobt werden, weil sie gut sind, sondern weil sie mit römischen Buchstaben gedruckt sind. Die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß es allemal sicherer sey, lateinisch als deutsch, zu dichten. Der beste deutsche Poet ist in den Augen der lateinischen Welt weiter nichts, als ein deutscher Michel, oder höchstens ein leidlicher Versmacher. Ein jeder glaubt, er habe Geschicklichkeit genug, ein Werk seiner Muttersprache aufs unbarmherzigste zu richten. Schreibt aber jemand ein lateinisches Carmen: so sieht man es, als eine ehrwürdige Nachahmung des gelehrten Alterthums, an, und sagt, der Dichter habe uns ein geistreiches Werk geliefert. Um deswillen verabscheue ich das freche Urtheil des le Clerc, welcher spricht: Viele der Neuern, welche lateinische und griechische Versen machen, wären den Alten so ähnlich, als die Affen den Menschen. Sie ahmten mehr ihre Fehler, als ihre guten Eigenschaften, nach.

Multa tulit, fecitque Puer, sudauit et alsit.

Dieses sind die eigentlichen Worte des mir ertheilten Schulzeugnisses, welche auf nichts anders zielten, als auf den rühmlichen Eifer, den ich bezeigte, so oft ich mit Jamben und Trochäen

chäen zu kämpfen hatte. So sauer mir oftmals meine Siege geworden sind, so groß war auch meine Zufriedenheit, wenn ich eine kurze oder lange Sylbe überwunden, und meinen Zeilen diejenige Form gegeben hatte, welche man an den Gedichten des **Horaz** und **Virgils** erblickt. Was diese beyden Dichter nur schönes und göttliches gesagt hatten, das fand man auch von Wort zu Wort in meinen Versen, und vielmals würde ein unpartheyischer Leser zweifelhaft geworden seyn, ob er einen lateinischen Neujahrwunsch von **Hinkmarn von Repkow**, oder ein Stück aus des **Virgils** Aeneis läse. Mein redlicher Lehrmeister war darüber so erfreut, daß er mich beständig seinen kleinen Hannibal nennte, der die Schätze Latiens plünderte, und sein Vaterland damit bereicherte.

Erb-Lehn- und Gerichts-Herr.] Dieses ist eine bekannte Geschichte, welche **Möller** in seinen Annalibus umständlich erzählt. Er nennt ihn **Martin Quaast**, und berichtet, daß er ein Quacksalber in Königsee gewesen sey, welcher durch seine köstlichen, bewährten, und von Röm. Kais. Maiestät privilegirten Pulver, besonders aber durch die Einfalt der eingebildeten Kranken sich so viel verdient, daß er unweit Langensalza ein Vorwerk an sich gekauft, und sich um deswillen unter allen seinen Recepten Erb-Lehn- und Gerichts-Herr auf Braunsdorf, Juxaroda, Scharfenpelß, Thura, Költschau, Knechtendorf, und Lehneroda geschrieben, ungeachtet er an allen diesen Dörfern weiter keinen Anspruch zu machen gehabt, als daß ihm zween oder drey Bauern daraus einige Hühner und Käse zu einem jährlichen Erbzinse entrichten müssen. Noch dieses muß ich, als einen sehr wichtigen Umstand, erinnern, daß **Martin Quaast** bereits unter Johann Georg dem andern gestorben ist. Ich bemerke dieses um deswillen, damit sich meine Leser nicht übereilen, und diesen ritterlichen Pedanten unter den Itztlebenden suchen.

Des Dichters Leyer klingt.] Zum ewigen Ruhme meiner Landsleute muß ich hier erinnern, daß wir dem Geschmacke und den Vorschriften der Alten weit mehr folgen, als vielleicht die Ausländer von uns glauben. Zwar dieses will ich eben nicht behaupten, daß wir uns angelegen seyn liessen, die natürlichen Ausdrücke, die erhabnen Gedanken, die lebhaften Erfindungen, die lehrreichen Sprüche, und andre Schönheiten nachzuahmen, welche man in alten Zeiten für wesentliche Stücke eines göttlichen Dichters ansahe; Allein, dieses wird uns niemand streitig machen, daß wir noch eben so wohl auf dem Rohre blasen, noch eben so wohl leyern, und unsre Saiten noch eben so wohl stimmen, als **Homer, Anakreon**, und die Dichter Roms gethan haben. Alle unsre Hochzeit- und Leichenverse zeugen davon. Kein Poet ist zu klein, er wird seinen Mäcen versichern, daß er, nur ihm zu Ehren, die deutsche Laute stimme. Und was ist gemeiner, als die Sprache der Dichter, welche über ihr heischres Rohr seufzen? Ja viele haben es so weit gebracht, daß sie zugleich auf der Flöte blasen, zugleich die Saiten rühren, zugleich auf der Leyer spielen, und welches fast unbegreiflich ist, zugleich sich auf den Pegasus schwingen, und den geschärften Kiel in die Hippokrene eintauchen können; und zwar dieses alles in einer Zeit von vier Versen. Heißt das nicht die Alten nachahmen, ja so gar übertreffen.

Sein Argwohn] Dieser gieng so weit, daß man niemals eines schlechten Poeten erwähnen konnte, ohne ihn auf die empfindlichen Gedancken zu bringen, er selbst sey dadurch gemeint.

Und eine solche Kritik, so scharf sie auch ist, wird dennoch mehr Nutzen, als Schaden bringen.] Der Einwurf ist ungegründet, wenn man glaubt, es werde dieses eine große Verwirrung und Unordnung in dem demokratischen Reiche des Witzes erregen, und ein solcher unerbittlicher Kunstrichter beschwere nur sein

Ge-

Gewissen, indem er sonder Zweifel manche junge und streitbare Muse schüchtern mache, wenn er ihren Werken, und besonders den Streitschriften, eine ewige Dauer und das Glück, der Nachwelt bekannt zu werden, gänzlich abspricht. Gesetzt auch, wie ich es denn gewiß glaube, daß alle die Streitschriften, welche in unsern Tagen die Hände der Setzer beschäfftigt, und die Geduld der Leser ermüdet haben, in wenig Jahren ihren Untergang erfahren! Benimmt man ihnen denn dadurch ihren Werth gänzlich? Ein Kalender ist eines der nützlichsten Bücher von der Welt. Wenn das neue Jahr kömmt: so kaufen wir ihn mit der größten Begierde; das ganze Jahr über lesen wir darinnen, und wenn das Jahr vorbey ist, so ist auch der Werth unsers Kalenders vorbey. Würde wohl etwas lächerlicher seyn können, als wenn man diesen Beweis dazu brauchen wollte, den Nutzen und den Werth der Kalender zu bestreiten? Ich kenne viele Bücher, besonders viele praktische und politische Schriften, der philosophischen, der Kürze wegen, nicht zu gedenken, welche mit Fug nicht mehr verlangen können, als ein Kalenderalter. Sie werden gedruckt, gekauft, und in kurzer Zeit findet man sie da, wo man die alten Kalender findet. Geschieht nicht dieses alles nach dem ordentlichen Laufe der Natur, und darf man wohl der Kritik dasjenige zur Sünde rechnen, was natürlicher Weise nicht anders geschehen kan? Ich habe noch auf keiner Bibliothek eine Sammlung von Kalendern gefunden, und wer um deswillen der gelehrten Welt ihren verderbten Geschmack vorwerfen wollte, der würde in meinen Augen noch lächerlicher seyn, als der berühmte Scribent, welcher in der Vorstadt wohnt, und mir, so oft er mich sieht, mit Seufzen erzählt, daß es mit der Poesie ganz und gar aus sey, weil sich niemand so viel Gewalt anthun kan, seine Werke mehr zu lesen.

Gemeiniglich aber glauben wir, dieses gehe nicht uns, sondern unsern Nachbar, an.] Hier wird im Texte dasjenige

weiter

weiter ausgeführt, was vorher nur kürtzlich berührt worden ist. Allerdings ist die Besorgniß, daß dadurch manche junge und streitbare Muse schüchtern gemacht werde, so ungegründet, und abgeschmackt, als **Strephons** Beweis von der besten Welt. Ich weis gewiß, viele werden die Stellen von der Vergänglichkeit solcher Schriften mit der freudigsten Zuversicht lesen, daß ihre Werke von einer weit dauerhaftern Natur, als andre, und der gelehrten Verwesung gar nicht, oder wenigstens doch so geschwind nicht, unterworfen sind. Und vielleicht sind sie es dennoch. Herr **Grobbens**, jener berühmter Kaufmann, geht niemals lieber in die Comödie, als wenn des **Moliere** Geiziger gespielt wird. Er lacht aus vollem Halse über den betrognen Harpagon, dem man seinen Geldkasten entwendet, und zu gleicher Zeit greift er in den Schubsack, zu fühlen, ob er auch den Schlüssel zu seiner Casse noch wohl verwahret habe. Herr **Grobbens** ist geizig, das wissen wir alle; aber daß er und seines gleichen auf dem Theater gemeint sey, das glaubt Herr **Grobbens** nicht. Es fällt mir noch etwas ein. Sollte eine junge und streitbare Muse, wie man sie nennen will, schüchtern gemacht werden; wie viel Selbsterkenntniß und Ueberlegung würde dazu gehören? Zwo Sachen, welche man, ohne seine Uebereilung und Unwissenheit in der Gelehrtenhistorie zu verrathen, bey denen gewiß nicht suchen darf, welche uns alle Messen mit ihrem Witze, und besonders mit Streitschriften, heimsuchen. Aber der fruchtbare Herr Magister **Stucker**, dessen Schriften in der Ostermesse verkauft, und noch vor der Michaelsmesse vergessen werden, dieser unermüdete Mann ist ganz kleinmüthig geworden, als unlängst seinen Werken eine dergleichen traurige Nativität gestellet worden ist. Ich räume dieses ein. Kan das meinen Satz über den Haufen werfen? Ein einziges Exempel macht noch lange keine Möglichkeit wahrscheinlich. Wohl hundert kleine **Stutzers** sehe ich alle Tage durch meine Gasse laufen, durch deren standhafte Unver-

verschämtheit ich meinen Satz wider alle Einwürffe beweisen, und vertheidigen kann.

Ja, eben dadurch gewinnen sie vielmals mehr, als sie verlieren.] Diese Materie ist so unerschöpflich, daß ich nicht Umgang nehmen kan, noch eine Note davon zu verfertigen. Was ist es denn nun auch für ein großes Unglück für diejenigen Schriften, welche die Zeit noch in ihrer Jugend, und wenn ich so sagen darf, in der Wiege dahin rast? Bekömmt die Nachwelt von ihnen nichts zu sehen: so haben sie auch den wichtigen Vortheil davon, daß die Nachwelt von ihnen dasjenige nicht erfährt, was wir von ihnen wissen, und wir wissen von ihnen dasjenige, was ich hier, um ihren guten Namen zu schonen, nicht schreiben mag. Bleiben aber von ihren Wercken noch einige Fragmente übrig, (denn das ist so gar unmöglich eben nicht, daß in drey Alphabeten wenigstens ein vernünftiger Gedancke seyn kan,) gut! So wird vielleicht einmal in jenen Tagen ein Scholiast aufstehen, welcher über den unersetzlichen Verlust eines so wichtigen und gelehrten Buchs ängstlicher thut, als wir nimmermehr thun würden, wenn man die Gewaltthätigkeit ausübte, und uns zwänge, eben dieses Buch zu lesen, da es noch nicht verloren gegangen ist.

Denn nur seit vorgestern haben die Deutschen angefangen, männlich und stark zu denken, und durch die Proben ihres reifen Witzes den Witz der Franzosen und Engelländer zu übertreffen.] Wem dergleichen Wunderdinge von den Deutschen unwahrscheinlich vorkommen möchten, dem muß ich durch eine Note aus seinem Zweifel helfen. Es ist eben itzt acht und vierzig Stunden, daß ich mit Abfassung gegenwärtiger Noten ohne Text beschäfftigt bin. Alles, was vorher in Deutschland geschrieben worden ist, das kömmt mir, wenn ich es gegen diese meine Abhandlung betrachte, so rauh und barbarisch vor, daß ich

über

über die Blindheit erschrecken muß, in welcher mein Vaterland getappt hat. Seit vorgestern fange ich an, zu schreiben, und ich wünsche meinen Deutschen Glück dazu, daß ich mich entschlossen habe zu schreiben. Ich bin nicht der erste, welcher zu seinen Arbeiten ein dergleichen Vertrauen hat und glaubt, daß ohne ihn der deutsche Witz und Verstand in einer ewigen Nacht würden verborgen geblieben seyn, und welcher den Zeitpunkt des guten Geschmaks von demjenigen Augenblicke feststellt, da er sich aus mitleidigem Erbarmen bewegen lassen, die Feder einzutauchen, und sein unwissendes Vaterland zu lehren. Künftig also wird sich die Epoche der deutschen Gelehrsamkeit von vorgestern anfangen, und wollte jemand so verblendet, und gegen meine Verdienste so undanckbar seyn, daß er diese meine Zeitrechnung nicht gehorsam, und ohne Murren annähme, dem sey Troz geboten! Den schimpfen kan ich auch.

Der von ihm gemachte Charakter aber soll sehr ungleich, und hin und wieder sich selbst widersprechend seyn.] Das kann wohl seyn, und dennoch halte ich es für keinen Fehler. Ich sehe mich genöthigt, etwas weitläuftiger davon zu handeln, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, noch ein Blatt zu beschreiben. Man kan meines Erachtens einen Kunstrichter gar füglich, als einen Mann, vorstellen, der auf die Heftigkeit der Kunstrichter, und verschiedne Schooßsünden der Gelehrten, mit der grösten Heftigkeit voller Eigenliebe und kritischen Hochmuths eifert, gleichwohl aber bey verschiednen Gelegenheiten, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, sehr vernünftig und gelassen urtheilt. **Don Quichott** blieb dennoch der Held von Mancha, wenn er gleich seinem Sancho Pansa die erbaulichsten und vernünftigsten Lehren gab. Er hatte das Barbierbecken auf dem Kopfe, die verrostete Lanze in der Hand, und saß auf seiner Roßinante; gleichwohl waren seine Unterredungen so tiefsinnig und philosophisch, als viel-

mals die Unterredungen eines außerordentlichen Lehrers der Weltweisheit nicht sind. Nur erst alsdann ward er ein Narr, wenn er von Riesen träumte, und Windmühlen bestürmte. Wenn ich mich recht entsinne, so habe ich gelesen, daß Cervantes, eben durch diesen ungleichen und abwechselnden Charakter sich und seinen Don Quichott berühmt gemacht hat. Das ist ja nicht eben so gar unwahrscheinlich, daß ein Mensch bey gewissen Fällen vernünftig seyn kan, welcher uns doch auf einer andern Seite lächerlich scheint. Ich kenne einen gewissen Rechtsgelehrten, welcher das Orakel aller unruhigen Bauern, die Zuflucht aller zänkischen Nachbarn, und ein Vormund aller Schelmen und Diebe ist. Wer ihn auf der Richterstube hört, oder seine eingebrachten Sätze liest, der sollte gewiß glauben, es würde Wittwen und Waisen und dem ganzen Vaterlande sehr erfprießlich seyn, wenn er in den nächsten vier Wochen gehangen würde. Und dennoch weis dieser Priester der Gerechtigkeit, in gewissen Gesellschafften, von der Liebe des Nächsten, von den Pflichten der Menschen, von den wichtigsten Wahrheiten jenes Lebens, so gesetzt und so lehrreich zu reden, daß ein gewisser Edelmann nur unlängst zweifelhaft war, ob er, wo nicht ein Quacker, doch wenigstens ein Mißionarius sey, welcher Heyden bekehren wollte. Wenn Doctor Purgan vor dem Krankenbette steht, und mit einer räthselhaften Miene an den Puls fühlt: so sind seine Gespräche so kunstmäßig und griechisch, daß man darauf schwören sollte, er habe das Fieber selbst. Und eben dieser Herr Doctor Purgan kan bey jener Kaufmannsfrau, deren Leibarzt er ist, so deutlich und vernehmlich reden, als kein Schäfer bey seiner Phyllis. Würde es nicht verwägen seyn, wenn ich diejenigen nicht für Philosophen halten wollte, welche eigennützig, rachsüchtig, wollüstig, hochmüthig, mit einem Worte, welche auf der Catheder große Weltweisen und in ihrem Hause die kleinsten Geister sind? Jener ehrwürdige Heuchler, mit gefaltnen Händen, welcher uns

wöchentlich . . . . So weit geht die Note; das übrige erklärt unser Text.

Und dessen ungegründete Meinung.] Ich würde hierbey Gelegenheit haben, über seine einfältigen Vorurtheile ziemlich zu spotten, und er verdient es wohl! Weil er aber meiner in seiner letzten Vorrede sehr rühmlich gedacht, ja so gar nur unlängst in seine Werke ein poetisches Sendschreiben an mich eingerückt hat: so versichre ich meine Leser, daß ich noch niemanden gefunden habe, welcher in Beförderung des guten Geschmacks, und der schönen Wissenschaften in Deutschland so unermüdet und glücklich gewesen, als eben dieser berühmte Mann.

Bey denen man um Fesseln fleht.] Diese schöne Stelle recht zu verstehen, muß man wissen, daß unsre Dichter niemals verliebter sind, als wenn sie in Ketten und Banden liegen. Es gehört dieses zu denen Moden in der Poesie, von welchen ich, in einer absonderlichen Schrift umständlich handeln werde. Man sollte glauben, ein Liebhaber, der auf allen vieren kriecht, würde wenig Eindruck machen; aber bey den poetischen Schönen ist es ganz anders. Ein reimender Liebhaber ohne Fessel ist etwas unerhörtes: denn alle ihre Gebieterinnen sind Königinnen, und zwar recht grausame Königinnen; aber, welches wohl zu merken ist, auch nur in poetischem Verstande. Den wir lesen in der arkadischen Chronicke, daß dergleichen gefesselte Liebhaber beherzt genug gewesen sind, in einer Woche wohl drey solche Königinnen vom Throne zu stoßen, und bey der vierten um Fesseln zu flehen.

Nach Gründen.] Denn eben itzt ist die merkwürdige Zeit, da man nichts ohne zureichenden Grund thut.

Das Gedicht aber auf seine Ehefrau.] Man findet darinnen alles dasjenige zärtliche und verbindliche, was die Sprache ei-

ner vernünftigen Liebe erfodert. Und denen, welche die große Welt kennen, hat es um deswillen sehr wahrscheinlich vorkommen wollen, daß dieses Gedicht unter die lehrreichen Fabeln, oder poetischen Erzählungen gehöre. Es sey nirgends erhört, sprechen sie, daß ein paar Eheleute einander bey lebendigem Leibe, so viele Schmeicheleyen in Versen vorsagen könnten. Es sey gar nicht mehr gebräuchlich, daß ein verehlichter Dichter, bey dem Leben seiner Frau, ihr zu Ehren, nur die Hälfte von dem Weihrauche verschwende, welchen er sonst mit vollen Händen auf fremden Altären geopfert. Gemeiniglich kämen sie nicht eher ins poetische Feuer, bis die Wohlseligverstorbene auf der Bahre liege, und die häufigen Proben der Wittwerthränen ließen uns noch vielmals ungewiß, ob der Schmertzlichgebeugte unter seinem Flore vor Freuden, oder vor Schmertzen, geweint habe. Allein mir scheinen diese Urtheile und angeführten Gründe sehr seichte. Ich könnte unterschiedne gesammlete Proben von dergleichen Gedichten hier einrücken, aus denen man gleich in der ersten Zeile sieht, daß der betrübte Wittwer seiner nicht mächtig gewesen ist. Ich will mich aber lieber auf das gültige Zeugniß des so glaubwürdigen **Berkenmeyers** beziehen, welcher uns von einem gewissen unbekannten und sehr weit entlegnen Volke erzählt, „daß ihre Ehen die glückseligsten und vergnügtesten Ehen wären, und daß ein jeder glaube, „die beste Frau zu haben. Die Weiber unter diesem fremden „Volke wären gefällig, treu, und verehrten die Männer, als ihre „Herren. Man fände unter ihnen Weiber, welche in der zwar etwas rauhen Sprache ihres Landes die Redlichkeit ihrer Männer besängen, und Männer, welche die Zärtlichkeit ihrer Weiber „mit gleichen Liedern vergälten.„ Dieses sind des vortreflichen **Berkenmeyers** eigne Worte; und wer solches für ein Mährchen aus Amerika halten wollte, der würde sich an **Berkenmeyern** und an unserm Frauenzimmer sehr versündigen. Ich weis es, daß es eine

ne hämische Lobschrift auf die bösen Männer, und eine boshafte Trauerrede eines Wittwers *) giebt. Das wirft aber meinen Satz noch gar nicht um. Wir wissen es gar wohl, daß die erste ein erbittertes Frauenzimmer gemacht hat, an welcher es gar nicht liegt, daß sie, als Jungfer, alt und Lebens satt ihren Geist aufgeben muß; und von dem Verfasser der Trauerrede ist es in ganz Leipzig bekannt, daß er auf diesen verzweifelten Entschluß, seine Rede zu machen, nicht eher gefallen, als da man ihm, wegen seiner besondern Verdienste, den siebenden Korb zugeschickt hatte. Wahrhaftig ein edles paar von Lobrednern, welche mit ihren Zungensünden wohl verdient hätten, durch Urtheil und Recht an einander verheyrathet zu werden!

Welche Zigeuner und elende Poeten.] Diesen verwegnen Ausdruck sucht er also zu rechtfertigen:

Ich soll mich verantworten, wie ich es habe wagen können, die elenden Poeten mit den Zigeunern zu vergleichen. Ich will es thun, mein Herr, ungeachtet ich geglaubt hätte, daß ein flüchtiger Einfall, den man zuweilen, in Gesellschafft vertrauter Freunde vorbringt, dergleichen Schutzschrift nicht nöthig hätte.

Meine Meinung ist gar nicht diese gewesen, als wäre zwischen Zigeunern und elenden Dichtern eine durchgängige Aehnlichkeit. Wenn es aber auch meine Meinung wäre! so wollte ich mir doch getrauen, sie zu vertheidigen. Ein Zigeuner würde vielleicht eine ganz andre Lebensart erwehlen, wenn er zu etwas bessern geschickt wäre; und ein reimender Scribent müßte so gar den Ueberrest desjenigen Verstandes verloren haben, den ihm die erbarmende Natur, wiewohl mit kargen Händen zugeworfen hat, wenn er so klägliche Schriften verfertigte, wofern er anders im Stande wäre, etwas klügers vorzunehmen. Die Verwunderung, die sich ein Zi-

*) S. Im I. Th. dieser Sammlung.

geuner bey dem Pöbel durch sein Wahrsagen zuwege bringt, ist der Verwunderung sehr gleich, die ein Reimer durch seinen betäubenden Witz bey dem lesenden Pöbel erhält. Unter den lesenden Pöbel aber rechne ich Leute von allerley Stande: und wollte man mich gerichtlich anhalten, diese Art von Pöbel genauer zu bestimmen; so könnte es freylich geschehen, daß man Männer in Magister- und Doctorhüthen, Männer mit Sternen auf der Brust, Männer in ehrwürdiger Kleidung darunter anträfe. Was die Räubereyen der Zigeuner anbelangt; so haben sich meine Poeten gar nicht zu schämen, wenn man auch darinnen viel ähnliches zwischen ihnen und den Zigeunern zu finden glaubt. Sie plündern eben so wohl als jene. Aber sie plündern ebenfalls nur aus Hungersnoth; und aus Hungersnoth zu rauben, ist, wie bekannt, den bürgerlichen Rechten nach, kein Diebstahl. Sie rauben also nur Berufs wegen!

Ich weiß nicht, warum ich mich so gern elender Schriftsteller annehme. Vielleicht geschieht es bloß aus einer allgemeinen Menschenliebe; vielleicht aber kömmt es auch von einigen Vorurtheilen her, die ich noch von meiner ersten Jugend behalten habe, und welche machen, daß ich dergleichen Scribenten nicht ansehen kann, ohne mitleidig gerührt zu werden. „Schreib, mein Sohn! „Schreib, und schäme dich nicht! Schreib unermüdet; denn die „Natur hat dir gesunde Finger gegeben! Dieses war der letzte Segen, den mir mein Vater, tröste ihn Gott, er war auch ein Scribent! noch auf seinem Todbette ertheilete. Er verließ mir ein schlechtes Vermögen, es ist wahr; aber diese Vermahnung hat mich so aufgemuntert, daß ich niemals hungrig zu Bette gegangen bin, so lange ich derselben gefolgt habe. Ich schrieb aus allen Leibeskräften, und es gedeihte mir gantz wohl. Seit der Zeit hat sich freylich viel geändert. Ich habe dieses Autorhandwerk niedergelegt. Ich fand Ursachen, welche mir riethen, mich von derglei-

chen

chen Scribenten abzuziehen; zugleich aber fand ich auch ganz unübersteigliche Hindernisse, ein guter Scribent zu werden; um deswillen schreibe ich, wie Sie, mein Herr, wissen, gar nichts mehr.

Im Ernste zu reden, so ist es eine sehr betrübte Sache um gute Scribenten. Sie lassen sichs blutsauer werden, und doch geht es ihnen nicht von der Hand. Haben sie auch ja ein Werck in ihrer Art zu Stande gebracht; welcher Buchhändler wird so viel wagen, es zu verlegen? Sie müssen noch Geld zugeben, wenn sie ihren Namen gedruckt sehen wollen; und sind sie auch gedruckt, wohl gut! Wie viel finden sie den Leser? Sehr wenig; oder ich müßte unsre Zeiten gar nicht kennen. Heute Nachmittags gieng ich vors Thor. Ich sah einen grossen Zulauf von Leuten, welcher mich bewog, näher hinzugehen. Ich fand einen Mann in der größten Beschäftigung, seine Päcktchen unter den gewöhnlichen Betheurungen, und mit Berufung auf die erstaunenden Curen, so er gethan, und auf seine vortreflichen Privilegien, auszutheilen. Kurz, es war ein Markschreyer. Was für ein Unterschied, dachte ich bey mir selbst, ist nicht zwischen diesem Markschreyer und meinem Arzte in der Stadt, den jeder für einen geschickten, behutsamen und erfahrnen Mann hält, in dessen Vorzimmer aber nicht der zwanzigste Theil der Leute ist, wie bey diesem Quacksalber. Aber woher kömmt das? Er versichert nichts, wovon er nicht überzeugt ist. Er kann sich nicht überwinden, seine Medicamente mit einer etwas zuversichtlichern Miene anzupreisen; er ist zu ehrlich, als daß er andre Aerzte neben sich verkleinern sollte; mit einem Worte er macht nicht Wind genug, und hat keinen Hanswurst bey sich, welcher den Pöbel unterhalten, und ihm ein Vertrauen zu seinen Arzneyen beybringen kann: Mein Arzt ist ein vernünftiger Mann, und jener Markschreyer ein Windmacher! Welche Ausschweifung! werden Sie sagen; Von elenden Scribenten auf die Quacksalber zu kommen! Sie haben Recht,

 mein

mein Herr, es ist allerdings eine Ausschweifung, welche vielleicht nur alsdann zu entschuldigen seyn würde, wenn zwischen den niederträchtigen und unverschämten Aufschneidereyen, der Unwissenheit und dem gewinnsichtigen Handwerke dieses Marktschreyers, und zwischen dem Betragen und den Absichten elender Scribenten die geringste Gleichheit wäre. Aber dieses ist freylich nicht, und um deswillen ist meine Ausschweifung gar nicht zu entschuldigen. Es sey darum! Ich mag es nicht ausstreichen. In meinen jungen Jahren, als ich noch ein Autor war, wußte ich mich in dergleichen Fällen, recht leicht zu trösten. Wollte ich gar nichts schreiben, waren damals meine Gedancken, als was sich reimt, und was auf eine vernünftige Weise zusammenhängt; so schriebe ich mich an den Bettelstab, und meinen Verleger ins Hospital. Ungefähr so dachte ich damals; und Sie wissen wohl, daß einem alternden Autor dergleichen Jugendfehler noch immer anhängen. Ich kann Ihnen nicht helfen, mein Herr, Sie müssen alles lesen, was ich geschrieben habe; es mag zusammen klingen, wie es will. Sehen Sie es allenfalls als eine kleine Rache an, daß Sie mich genöthigt haben, meinen Gedancken schriftlich zu vertheidigen. Vielleicht machen Sie künftig nicht so viel Schwierigkeiten, mir auf mein Wort zu glauben.

Und Kohlharts Beyspiel.] Wer Kohlharten auf der neuberischen Bühne spielen sehen, der wird ihm, und wenn er auch ein Franzose wäre, den billigen Ruhm zugestehen müssen, daß ihm nur sehr wenige in der Kunst, die Leidenschaften der Menschen lebhaft und natürlich vorzustellen, beygekommen sind. Hatte er die Rolle des Brutus zu spielen; so vergaß man Kohlharten ganz, und beweinte den Brutus. Und eben dieser, welcher uns heute Thränen abzwang, machte, daß wir den Tag darauf vor Lachen ausser uns waren, wenn er den eingebildeten Kranken vorstellte.

So bald sich Kohlhart sehen ließ; so bald ward das ganze Theater aufgeweckt. Er war im Stande, durch seine Geschicklichkeit die grösten Fehler des Schauspiels zu verdecken. Ja ich glaube beynahe, daß er vermögend gewesen wäre, durch seine verführerische Kunst die elendesten Schauspiele erträglich zu machen. Dieser vortrefliche Kohlhart ward bey zunehmendem Alter durch seine kränklichen Umstände sehr gehindert. Zu manchen Zeiten konnte er gar nicht reden; er erschien nur selten auf der Schaubühne. Nach und nach fieng man an, ihn zu vergessen, und es fehlte nicht viel daß er nicht noch bey seinem Leben unbekannt geworden wäre. Nur wenig Tage vor seinem Tode habe ich ihn noch auf der Schaubühne gesehen. Seine Brustbeschwerung verhinderte ihn, zu reden; er hatte also nur die Rolle einer stummen Person, und mußte in der Kleidung eines Bedienten den Stuhl einem tragischen Helden zurechte setzen, welcher wegen seiner Ungeschicklichkeit kaum verdiente, auf der reibhandischen Bühne eine stumme Person vorzustellen. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich mich kaum der Thränen enthalten konnte, als ich unsern Kohlhart in dieser geringen und unedlen Beschäftigung erblickte. So bald er den Stuhl hingesetzt hatte, trat er ab. Ich sah ihm mitleidig nach, und in dem ganzen Trauerspiele schien mir dieser Austritt der traurigste zu seyn. Wenig Tage darauf starb er. Kaum erfuhr ich seinen Tod, als mir alle diese Umstände aufs lebhafteste wieder beyfielen. Dieser Mann, dachte ich bey mir selbst, welcher in seinen jüngern Jahren das Händeklatschen des Parterre, und die Bewunderung der Logen erregte; dieser kömmt bey zunehmendem Alter so weit herunter, daß er, als er das letztemal in seinem Leben sich auf der Schaubühne zeigt, eine stumme Person, und eine so gleichgültige Handlung vorstellen muß, in der er von dem wenigsten Theile der Zuschauer bemerkt worden ist. Dieser Gedancke bekräftigte bey mir die Wahrheit des bekannten Satzes, daß die gantze Welt eine

Schaubühne sey. Wie mancher Staatsminister, welcher die Bewunderung und die Schmeicheleyen des ganzen Volks erzwingt, wird vor seinem Ende so weit gebracht, daß man ihn, da er noch lebt, schon vergißt, und oft sieht er sich gezwungen, als Greis mit einer ehrerbietigen Miene unter dem geschwätzigen Pöbel der Bedienten in der Antichambre desjenigen aufzuwarten, welcher im vorigen Jahre bloß durch seine gnädige Vermittelung aus dem Staube erhoben worden ist.

Ich habe nicht nöthig, bloß am Hofe diese Aehnlichkeit zu suchen; ich finde sie auch in andern Ständen. Es wird kaum vierzig Jahr seyn, daß Climene die Königin aller zärtlichen Herzen war. Niemand hieß damals galant, der nicht um Climenen seufzte, und alle junge Herrchen unsrer Stadt flatterten um diese Schöne herum. Verschiedne, welche sich für viel zu witzig hielten, als daß sie den Gottesdienst besuchen sollten, besuchten ihn doch; aber nur um Climenens willen. Wie flüchtig ist doch der Ruhm der Menschen! Am Sonntage sah ich diese vergötterte Climene ganz gebückt aus der Kirche schleichen. Ihre Runzeln verriethen ihr Schicksal. Es begegneten ihr verschiedne junge Stutzer, deren Väter vor vierzig Jahren über ihre Unempfindlichkeit beynahe verzweifelt waren. Und ietzt konten sich die muthwilligen Söhne dieser zärtlichen Väter kaum entschliessen, der veralteten Climene aus dem Wege zu treten. Sie würden sie, glaube ich, gar nicht wahrgenommen haben, wenn nicht ein großes Gebetbuch, das sie unter ihrem zitternden Arme trug, sie aufmercksam, und ihren leichtsinnigen Witz munter gemacht hätte.

Haben viele unsrer Gelehrten wohl ein beßres Schicksal zu erwarten? Ich glaube es nicht. Der Ruhm der Gelehrten ist beynahe noch vergänglicher, als die Vergötterung der Schönen; denn die Gelehrsamkeit ändert die Moden fast noch öfter als das Frauen-

zimmer. Systemata der verschiednen Disciplinen, die vor wenig Jahren auf hohen Schulen bewundert wurden, sind itzt lächerlich. Dichter, welche nicht sicher auf der Straße gehen konnten, ohne von Buchhändlern und Kaufmannsdienern bewundert zu werden; diese gedemüthigten Dichter können nunmehr auf öffentlichem Markte ganz ungestört hin und wieder gehen, man sieht sie nicht mehr, man hat sie vergessen, und wollen sie nicht gar verhungern, so müssen sie sich der sparsamen Großmuth eines Buchdruckers überlassen, welcher sie als Corrector in seiner Druckerey ernährt. So kläglich war doch Kohlharts Schicksal noch nicht.

Wie wird es mir einmal gehen! Da mich der Himmel verdammt hat, ein Autor zu seyn: So wünsche ich mir von ihm nur dieses, daß er mich nicht länger leben läßt, als meine Schriften. Habe ich auf der Schaubühne der gelehrten Welt die Thorheiten der Menschen vorstellen müssen; Habe ich dieses mit einigem Beyfalle gethan: O! so wünsche ich mir, daß der Vorhang bald niedergelassen werde, indem ich noch spiele. Wie vergnügt will ich abtreten, wenn ich noch bey der letzten Rolle das Plaudite von dem gründlichen Geschmacke witziger Kenner fodern darf! Aber, o Himmel, ist mir auch Kohlharts trauriges Schicksal bestimmt, so gieb mir nur auch einen vernünftigen Freund, der mich so bedauert, wie ich Kohlharten bedauert habe.

Conata lacessere Teucros.] Die Verdienste, welche sich dieses Frauenzimmer in der gelehrten Welt erworben, sind so wesentlich und wichtig daß ich nicht begreifen kann, warum es sich durch eine solche Befehdung, und durch die Vorrechte ihres Geschlechts zu vertheidigen gesucht hat. Mir scheint es wenigstens, daß sie nicht die beste Art gewählt habe, mit welcher sie ihr Misvergnügen über das unfreundliche Bezeigen eines ihrer Gegner ausdrücken, und die Leser überführen will, daß man sich an ihr versündigt

digt habe. „Die Hochachtung, schreibt sie, welche man unserm „Geschlechte schuldig ist, ist zu allen Zeiten unter gesitteten Völkern „für etwas so unverbrüchliches gehalten worden, daß ich hoffe, „man werde diese Verletzung derselben gegen eine Person, die sol„ches auf keinerley Weise verdient hat, nicht mit gleichgültigen „Augen ansehen.„ Wer die kleinen Balgereyen schon weis, welche seit einiger Zeit zwischen den witzigen Köpfen vorgefallen sind, der wird es zufrieden seyn, daß ich die eigentlichen Umstände dieser gelehrten Mordgeschichte hier nicht anführe; und wer sie nicht weis, der kann sich allenfalls trösten, wenn ihm eine solche Kleinigkeit noch ferner unbekannt bleibt. Ich bin hierinnen gantz unpartheyisch, und so wenig Vergnügen ich über die Aufführung ihres Gegners empfunden, welches sie ein ungezognes Verfahren nennen will: so überflüßig würde es auch seyn, die Vertheidigung ihrer Sache zu übernehmen, da man aus ihrer Vorrede wohl sieht, daß sie selbst Muth genug hat, sich mit dem Natur- und Völkerrechte zu wehren, und eine Sprache zu führen, von welcher eine gewisse Art unsrer heutigen Kunstrichter selbst gestehen wird, daß sie männlich genug sey. Meine Gedanken, welche ich bey Lesung dieser Vorrede gehabt, sind ungefähr diese.

Auch ich habe für das Frauenzimmer alle billige Hochachtung; es klingt mir aber ein wenig zu hart, wenn ein Frauenzimmer diese Hochachtung selbst verlangt, und sich auf die ruhige Possess bezieht, in welcher sie und ihre Vorfahren seit hundert und mehr Jahren gewesen sind.

Da unsre Verfasserin bey dieser ganzen Streitigkeit, nicht bloß als ein Frauenzimmer, sondern als eine Scribentinn anzusehen ist; so hat sie um so viel weniger Ursache, sich auf diese wohl hergebrachte Hochachtung zu steifen, welche sie von uns

aus rühmlichern Gründen verlangen kann. Ein gelehrtes Frauenzimmer kann diese weiter nicht fodern, als eine gelehrte Mannsperson. Beyde können unsre Hochachtung erlangen, wenn ihre Gelehrsamkeit und ihr Witz solche verdienen. Ist dieses nicht; so habe ich schon genug gethan, wenn ich ihnen nicht unhöflich begegne, und ich muß das Recht haben, auf die gelehrten Eitelkeiten und Fehler eines schreibenden Frauenzimmers mit eben der Bitterkeit loszugehen, welche man in gleichem Falle wider die Scribenten männlichen Geschlechts ohne Beleidigung des Wohlstandes brauchen darf.

In meinen Augen verdient kein Stand mehr Ehrfurcht und Hochachtung, als der Stand der Geistlichen. So bald sich aber ein Geistlicher auf eine unglückliche Art unter die Schriftsteller mengt, und durch sein Exempel den alten und wahren Satz bekräftigt, daß ein ehrwürdiger Mann gar wohl ein elender Autor seyn könne: So bald vergesse ich den Priester, und lache über den Schmierer. Wie unzeitig würde der Eifer seyn, wenn mich dieser Mann um deswillen verketzern, und sagen wolte: ich hätte die Hochachtung beleidigt, welche man seinem Amte nach den göttlichen und weltlichen Rechten schuldig sey, und welche unter allen Völkern für etwas so unverbrüchliches gehalten worden?

Ich befürchte, der Witz dürfte dadurch sehr viel leiden, wenn wir die Galanterie so hoch treiben, und die Fehler einer Scribentinn dulden, oder gar bewundern wollen, bloß darum, weil sie von den Händen eines Frauenzimmers kämen. Wir haben bereits unter unsern Mannspersonen eine so grosse Menge erbärmlicher Schriftsteller, daß es sehr unverantwortlich seyn würde, auch die andre Hälfte des menschlichen Geschlechts mit dieser Autorseuche zu verwahrlosen. Ich wünschte wohl, daß

alle

alle Frauenzimmer einen Geschmack an den schönen Wissenschaften fänden; aber das wolle der Himmel nicht, daß alle Frauenzimmer dasjenige prächtig drucken lassen, was sie mittelmäßig gedacht haben! Ihren Freunden mögen sie es vorlesen, und ich werde es selbst mit Vergnügen anhören, wenn es gleich hin und wieder fehlerhaft ist; nur gedruckt mag ich es nicht sehen. Diejenige, unumschränkte Gewalt, welche wir dem Frauenzimmer aus Höflichkeit und Hochachtung an ihrem Nachttische zugestehen; diese hört gleich auf, so bald wir einander in dem Buchladen antreffen. Sie sey witzig, sie suche ihren Geschmack auszubessern, sie schreibe, um ihren Verstand zu schärfen; aber sie schreibe nur für sich, nicht für die Welt, ohne ihre Kräfte vorher wohl zu prüfen. Thut sie es aber doch, so behalte ich mir vor, mit nächstem ein Kochbuch zu schreiben; und wolte das Frauenzimmer anfangen, über mein Kochbuch zu spotten, da ich wirklich ein sehr schlechter Koch bin! so hoffe ich, die gesitteten Völker werden diese Verletzung der Herrschaft, welche dem Mannsvolke zu allen Zeiten eigen gewesen ist, und die Beleidigung einer Person, die solches auf keinerley Weise verdient hat, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen.

Ein Frauenzimmer, welches vor ihre Schriften ihr Kupferbild setzt, oder in der Vorrede deswegen um Pardon ruft, weil sie ein Frauenzimmer ist, verräth entweder ihr böses Gewissen und die Ungerechtigkeit ihrer Sache, oder glaubt, daß die Kunstrichter voll Leidenschaften, und eben so wohl zu blenden sind, als die Richter der Phryne, welche ihren Rechtshandel verspielt haben würde, wenn sie nicht den Schleyer zurückgeschlagen hätte.

Aus dem was ich bisher angeführt habe, wird man urtheilen können, wie billich es sey, einem Frauenzimmer kein Quar-

tier zu geben, welches sich in gelehrte Streitigkeiten mengt, und für eine ungerechte, oder doch zweifelhafte, Sache mit zu vieler Hitze und einer männlichen Wut kämpft. Ich habe noch keinen Scholiasten gefunden, welcher den Aruns für ungesittet oder für ungezogen gehalten, daß er Camillen im Treffen verfolgt, und ihrem Würgen Einhalt gethan. Sie wagte sich unter das Heer streitender Männer, und die Götter erhörten den Aruns, welcher unbekannt zu sterben wünschte, wenn er nur durch den Sieg über die kriegerische Camilla den Tod seiner Landsleute rächen könnte. Ich zweifle nicht, Aruns würde bey einer andern Gelegenheit der Camilla mit aller der Galanterie begegnet haben, welche den Trojanern eigen war; aber hier erblickte er seine Feindinn, und begegnete ihr, als einem Feinde. Ein Frauenzimmer, welches sich in den Krieg der Kunstrichter mischt, wagt viel, und begiebt sich selbst der Rechte, die außerdem ein Frauenzimmer hat.

- - Graditur bellum ad crudele,
- - et nostris nequicquam cingitur armis
Cara mihi ante alias - -
- - Vellum haud correpta fuisset
Militia tali, conata lacessere Teucros.

Nisi quod sit dictum prius] Ich will die Gewohnheit eben nicht tadlen, welche einige unsrer Gelehrten an sich haben, wenn sie ihre Schriften durch die Sentenzen alter und neuer Autoren ausputzen; aber dieses würde ich doch gern sehen, wenn sie damit etwas sparsamer umgiengen, als die meisten zu thun pflegen. Ich finde zwischen dergleichen Schriften und unsern Lustgärten in diesem Stücke eine ziemliche Aehnlichkeit. Es ist dem Gesichte angenehm, wenn man in denselben einige wohlgearbeitete Statuen erblickt; nur müssen deren nicht gar zu viel

seyn,

seyn, wenn der Garten nicht das Ansehen eines Bildersaals gewinnen soll. Es kann auch daraus für den Gärtner noch dieser empfindliche Schaden erwachsen, daß man sich blos mit Betrachtung der Statuen beschäftigen, und auf den Garten entweder seine Aufmerksamkeit gar nicht richten, oder doch ziemlich gleichgültig dabey seyn würde. Wo ich mich nicht sehr irre, so läuft ein Schriftsteller bey seinem Werke eine gleiche Gefahr. Wenn ich auf einer jedweden Seite eine auch mehrere, Sentenzen der Alten und Neuern finde, so wird mich dieses so zerstreuen, daß ich den Spruch, des Horaz bewundere, und meinen Autor darüber vergessen werde; oder vergesse ich ihn auch nicht gänzlich: so wird er doch meine Aufmerksamkeit mit dem Horaz theilen müssen, die er sonst ganz zu fodern hätte. Zu geschweigen, daß es bey vielen, eine grosse Unbedachtsamkeit verräth, wenn sie den Leser zu oft an den Witz der alten und neuern Gelehrten erinnern. Sie verwöhnen ihn dadurch, und machen, daß er lauter gleich witzige Sachen von ihnen verlangt. Ist der Verfasser nicht im Stande seinen Leser mit dergleichen beständig zu unterhalten; so wird er es demselben auch nicht verargen können, wenn ihm seine Schrift eckelhaft wird. Ich habe heute Nachmittags ein Frauenzimmer besucht, welche zwar nicht schön, aber doch noch ganz leidlich häßlich ist. Sie hatte den Fehler begangen, verschiedne andre Frauenzimmer zu sich zu bitten, welche so schön waren, daß sie meine Aufmerksamkeit, und die Bewunderung aller andern Mannspersonen, erweckten. Wir vergassen uns so weit, daß wir uns nur mit diesen Schönen beschäfftigten, und an unsre nicht so schöne Wirthinn beynahe gar nicht dachten. Gegen diese bezeugten wir nichts als nur die allgemeinen und nöthigsten Höflichkeiten, deren wir ohne Beleidigung des Wohlstandes nicht überhoben seyn konnten. Es war ein Fehler von uns, ich will es nicht läugnen; aber, es war

auch

auch ein großer Fehler von unsrer Wirthinn, daß sie uns in eine Gesellschaft brachte, welche angenehmer und reizender war, als ihre Person.

Die Anmerkung, die ich hier gemacht habe, gehört nur für diejenigen Scribenten, welche gut, oder doch noch ziemlich gut sind. Es würde mir sehr leid seyn, wenn sich die elenden Scribenten darnach richten wolten. Aus Liebe zu mir und zu allen Lesern, will ich ihnen von ganzem Herzen anrathen, daß sie allemal über die dritte Zeile den **Homer**, den **Horaz**, den **Boileau**, den **Hagedorn**, und alle Schriftsteller, die anders sind, als sie, anführen. Sie werden ihre Werke dadurch noch erträglich machen, und die Käufer haben Gelegenheit, wegen ihres aufgewandten Geldes sich destomehr zu beruhigen. Ja was noch mehr ist, sie locken vielleicht dadurch, ihre Schriften zu lesen, viele an, welche außerdem so viel Selbstverläugnung wohl nicht haben werden, dieses zu thun. Alsdann geht es dergleichen Lesern, wie den Liebhabern der Alterthümer, welche in den betrübtesten Wüsteneyen, und mitten unter altem Schutte sich mit dem größten Vergnügen aufhalten können, weil sie noch hin und wieder, den prächtigen Rest der alten Baukunst zu bewundern, Gelegenheit finden.

Und seine Vorreden schloß er niemals, ohne zu seufzen, zu schimpfen, und zu drohen.] Bey dieser Gelegenheit muß ich zum Schluße noch dieses erinnern, daß künftig bey meinem Verleger eine Schrift in Octav, zwey Alphabete, sechs Bogen stark, zu bekommen seyn wird, welche den Titel führt: „Abgenöthigte Vertheidigung wider verschiedne partenische und „abgeschmackte Einwürfe und Kritiken, in möglichster Kürze, „auf Ansuchen vieler Freunde entworfen, und ans Licht gestellt, „durch **Hinkmarn von Repkow**.„ Es giebt Leute, welche

Schriften tadeln, die sie nicht verstehen, und auch niemals gelesen haben. Das Beyspiel dieser grossen Männer hat mich aufgemuntert, merkwürdige Streitschriften im Voraus zu verfertigen, und Gegner lächerlich zu machen, die ich nicht kenne, und von denen ich noch weniger weis, was sie wider gegenwärtige Abhandlung zu erinnern haben dürften. Es thut dieses zur Sache nichts. Wer mich tadeln will, der ist nicht meiner Meinung; und wer nicht meiner Meinung ist, den bin ich, als ein Gelehrter, wohl befugt, nach äusserstem Vermögen zu verunglümpfen. Ich werde die Namen meiner zukünftigen Feinde nach alphabetischer Ordnung im Anhange mit beydrucken lassen, und wer unter den Herren Gelehrten mich schimpfen will, der wird die Gütigkeit haben, seine Werke noch vor künftiger Frankfurter Messe gegen Erhaltung eines Exemplars der abgenöthigten Vertheidigung postfrey einzusenden.

Ich weiß es wohl; es wird dadurch in der gelehrten Welt ein heftiges Feuer entstehen; aber ich kann mir nicht helfen. Mein Verleger hat mich gebeten, zu schreiben; ich kriege meine Mühe redlich bezahlt. Schreibe ich nicht! so würde ich der ungesundeste Mensch von der Welt seyn. Auf diese Art aber werde ich noch mehr bekannt, ich werde unsterblich; kurz, ich muß schreiben, denn ich schreibe, wie alle meine Collegen, aus Liebe zur Wahrheit.

Versuch

Versuch
eines
deutschen Wörterbuchs*.

Da einige Gelehrte unter uns so muthig sind, und es wagen, ihrer deutschen Muttersprache sich nicht weiter zu schämen: So werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Versuch den Plan zu einem vollständigen deutschen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe gefunden, daß viele deutsche Wörter so unbestimmt sind, daß oftmals derjenige, der sie braucht, etwas ganz anders dabey denkt, als er eigentlich denken solte; und derjenige, der sie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nöthig seyn, daß die Gelehrten sich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Wörter fest zu stellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, ist unaussprechlich. Wir werden einander besser, und mit völliger Zuverläßigkeit, verstehen: alle Zweydeutigkeiten werden sich verliehren; und mancher, den man itzt aus Mißbrauch einen gepriesnen Mäcenat genannt hat, wird künftig hören, daß er ein Dummkopf sey.

* S. Neue Beytr. zum Verg. des Verst. und Witzes, 3 B. 1 S. 1745.

Ich ersuche meine Landsleute um ihren Beytrag zu diesem Wörterbuche. Für mich allein ist dieses Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieses Bekenntniß von mir selbst thue. Bey denen, welche glauben, derjenige sey noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigstens sechs Folianten ediren könne; bey diesen werde ich mich, durch meine Bescheidenheit in schlechte Hochachtung setzen. Aber es sey drum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande: So wird es sich alsdann schon zeigen, ob diese arbeitsamen Creaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieses Wörterbuchs habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus denen Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Absicht deutlicher sehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine grammatische Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Reallexicon nennen. Ich bin es zu frieden. Glaubt man, daß ich bey einigen Artikeln zu weitläuftig gewesen sey, und Sachen ausgeführt habe, welche die Absicht und die Gränzen eines Wörterbuchs überschreiten: So will ich diesen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausstreichen. Ich will hundert Artikel im **Bayle** aufweisen, wo man deutlich sieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen da steht, und dennoch bleibt es **Baylens** Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten, nochmals aufs beste empfehle, damit ich dieses wichtige Werk durch ihre Beyhülfe, so bald nur möglich, zu Stande bringen könne.

Compliment.

Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. **Einem ein Compliment** machen, ist eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment ist also eine höfliche Versicherung des andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabey zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen, und dieses ist auch beynahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug und geschickt seyn, als er will, kann sich nicht tief genug bücken, denn er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erschaffen hat, daß er so lange ißt und trinkt, bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdiger Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bey zunehmenden Alter sich von seinem Handwerke ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bey allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenfesten Nacken nur ein klein wenig, und überließ seinem Bedienten die Mühe, den Huth abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bey dieser Gelegenheit noch dieses daraus, daß der junge

begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieses mag genug seyn von den Complimenten, so weit sie die mechanische Stellung des Cörpers betreffen.

Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: **Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen;** und: **Machen sie dem Herrn wieder mein Compliment!** Was aber dieses eigentlich heiße, daß läßt sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es selbst im französischen Grundtexte nicht das geringste bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorsamst, ohne alle Complimente; wir sind ja gute Freunde! Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauche übersetzen solte, so könnte es ungefähr also lauten: „Ich würde Sie „für den gröbsten Menschen von der Welt halten, wenn sie „glaubten, daß wir wirklich so gute Freunde wären, daß Sie „nicht nöthig hätten, mir so viel Complimente zu machen„

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigster Diener; ich verharre Eurer Hochedl. gehorsamst ergebenster ꝛc. ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion ꝛc. Ich werde zeitlebens nicht ermangeln, zu seyn Deroselben ꝛc. Dieses sind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Mode der heutigen Welt artig und galant sind, nichts.

Wenn dergleichen Leute solche Formeln unter ihre Briefe setzen, so denken sie dabey eben so wenig, als mein Schneider bey den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerutt machen will, und zum Anfange der Messe unter seine Wechsel schreibt: Leiste gute Zahlung und nehme GOtt zu Hülfe.

Eidschwur*.

In den alten Zeiten kam dieses Wort nicht oft vor, und daher geschah es auch, daß unsere ungesitteten Vorfahren, die einfältigen Deutschen, glaubten, ein Eidschwur sey etwas sehr wichtiges. Heut zu Tage hat man dieses schon besser eingesehen, und je häufiger dieses Wort so wohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben vorkömmt, destoweniger will es sagen.

Einen Eid ablegen, ist bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewisse Ceremonie, da man aufrechts steht, die Finger in die Höhe reckt, den Huth unter dem Arme hält, und etwas verspricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Huth wieder aufsetzt. Mit einem Worte: es ist ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment sey, davon siehe **Compliment**!

Etwas eidlich versichern, heißt an vielen Orten so viel, als eine Lügen recht wahrscheinlich machen.

Van Hóken, in seinem allezeit fertigen Juristen, nennt den Eid herbam betonicam, und versichert, einem den **Eid deferiren**, sey nichts anders, als seinem klagenden Clienten die Sache muthwillig verspielen; und die Formel, **sich mit einem Eide reinigen**, heiße so viel, als den Proceß gewinnen, denn zu einem **Reinigungseide** gehöre weiter nichts, als drey gesunde Finger, und ein Mann ohne Gewissen. Jene hätten fast alle Menschen, und dieses die wenigsten. Und wenn auch ja

* Hier ist dasjenige nachzusehen, was im ersten Theile dieser Satiren, und zwar in der Abhandlung vom Mißbrauche der Satire, erzählt worden.

jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein so genanntes Gewissen hätte: So würde es doch nirgends an solchen Advocaten fehlen, welche ihn eines bessern belehrten, und für ein billiches Geld aus seinem Irrthume helfen könnten.

Gott straf mich! oder: **Der Teufel zerreiße mich!** ist bey Matrosen und Musketirern eine Art eines galanten Schertzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der schwur auch so; doch schwur er niemals geringer, als wenigstens **bey tausend Teufeln**, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! ist das gewöhnliche Sprüchwort eines gewissen Narrens, welcher gar zu gern aussehen möchte, wie ein Freygeist. Er würde es in der That sehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geistern vermengen wollte, daß er einen Himmel oder eine Hölle glaubte; und dennoch schwört er alle Augenblicke mit der witzigsten Miene von der Welt bey Gott und allen Teufeln. Mir kömmt dieses eben so kräftig vor, als wenn unser Münzjude **Jesus Maria!** rufen wollte.

Seinen Eid brechen! will nicht viel sagen, und wird diese Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie noch manchmal; aber eben daher kömmt es, daß sie so geschwind vergessen wird, als die Predigt selbst. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als die **Ehe brechen.** Und um deswillen ist ein Ehebrecher, und ein Meineidiger an verschiednen Orten, besonders in großen Städten, so viel als ein Mann, der zu leben weis. Diese Bedeutung fängt auch schon an, in kleinen Orten bekannt zu werden: denn unsre Deutsche werden alle Tage witziger, und in kurzem werden wir es den Franzosen beynahe gleich thun.

Ewig.

Ewig.

Ist ein Wort, welches ein ieder nach seinem Gutbefinden, und so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält. **Eine ewige Treue zuschwören**, wird gemeiniglich bey Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein diese Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchstens vier Wochen darnach, und im letztverwichnen Herbste habe ich einen jungen Ehemann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig vier und zwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, ist noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetische Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheiratheten Personen und es kömmt hierbey auf das Frauenzimmer sehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauren soll. Denn man will Exempel wissen, daß eine solche **verliebte Ewigkeit** auf einmal ausgewesen sey, so bald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu seyn, und angefangen eine **ewige Gegenliebe zu fühlen**.

Wie es mit der Liebe ist, so ist es oftmals mit der Freundschaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Gesellschaft, wo sehr stark getrunken ward, an einem Abende drey ewige Freundschaften überlebt habe. Wenn es hoch kömmt, so hält eine dergleichen ewige Freundschaft nicht länger wieder, als der Rausch, welcher Schuld daran ist; denn cessante caussa, cessat effectus.

Einen ewigen Frieden schließen, ist ein **Gallicismus**, bedeutet in der französischen Sprache so viel, als bey uns ein Waffenstillestand, und mit einem Worte, ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man seinen Vortheil dabey sieht.

Sich verewigen, ist unter einigen Gelehrten eine gewisse Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verstandes, etwas auf weisses Papier schreibt, und es dem Drucker übergiebt. **Die Schlüssel zur Ewigkeit** also hat der Setzer, und sie bestehen aus gewissen bleyernen Buchstaben, welche mit schwarzer Farbe bestrichen, und auf weißes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit streben, (siehe **Unsterblichkeit**) besteht in einer gewissen Kranckheit, welche nicht so wohl dem Patienten selbst, als vielmehr andern beschwerlich ist. Gemeiniglich überfällt sie junge Leute, und verliert sich bey zunehmendem Alter; doch geschieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet sind, und alsdann ist sie nicht allein desto gefährlicher, sondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem solchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und scharfe Mittel darwider sind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxysmus nur stärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke sehr viel ähnliches mit wahnwitzigen Personen, welchen man auch nicht widersprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beste Mittel darwider soll dieses seyn, wenn man, so oft sich eine dergleichen preßhafte Person in der menschlichen Gesellschaft blicken läßt, dennoch, ungeachtet des großen Geräusches, das mit derchen Krankheit verknüpft ist, nicht thut, als ob man sie hörte, oder sähe, oder das geringste von ihnen wüßte, auch ihren Namen bey keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böses von ihnen spricht. Das Recept mag nicht unrecht seyn. Ueber die eigentlichen Ursachen dieser Kranckheit sind die Arzneyverständigen unter einander noch sehr streitig. Einige halten sie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil sie, wie andre epidemische Krankheiten zu gewisser Zeit und oft wie-

herkömmt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal, da sie angemerkt haben, daß sie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bey der fallenden Sucht gebräuchlich ist. Andre glauben, sie komme von einer verderbten Galle her. **Galen** hält sie für nichts anders, als für einen heftigen Magenkrampf, und der selige Herr Geheimderath **Hofmann** in Halle nennt sie das Autorfieber, im dritten Capitel seiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verstande dieses Worts reden; denn was es im eigentlichen Verstande heißt, solches ist bekannt genug, und ich trage gegen alles, was in eigentlichem Verstande ehrwürdig ist, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen sollte, dessen Bedeutung in meinem Wörterbuche fest zu stellen. Im figürlichen Verstande also heißt **ehrwürdig** so viel, als schwarz, und ein **ehrwürdiger Mann** so viel, als ein Mann in einem schwarzen Rocke. Ich gründe diese Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter diesen Männern in schwarzen Röcken sind viele, an denen man nicht das geringste Ehrwürdige findet, als das schwarze Kleid. Ich könnte sie mit Namen nennen; aber es ist überflüßig, denn ich weiß gewiß, sie werden sich bey Lesung dieses Artickels selber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unsrer Sprache das böse Gewissen heißt. Meine Leser dürfen also nur auf diejenigen schwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfasser dieses Wörterbuchs in die Ketzerrolle setzen, und sie können sich alsdann darauf verlassen, daß eben diese und keine andern diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verstande sind, welche ich meine, und welche man gewiß für Layen ansehen würde, wenn sie nicht schwarz gekleidet giengen.

Wenn

Wenn ich also diese Erklärung des Worts ehrwürdig voraussetze; so werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutsche Muttersprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem schwarzen Rocke, welcher den Armen aus christlichem Erbarmen Geld gegen acht und höchstens zwölf pro Cent vorstreckt, welcher einer nothleidenden Witwe zu Erhaltung ihrer unerzognen Kinder mitleidig beyspringt, und auf ein Pfand, das zweymal so viel werth ist, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahresfrist das Pfand eingelöst werden, oder verfallen seyn soll; dieser Mann wird künftig ein **ehrwürdiger Wucherer** heißen: denn gienge er nicht schwartz gekleidet, so wäre er kein ehrwürdiger, sondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Gesetzen unsers Landes zu bestrafen. **Ehrwürdige junge Herren** würde man wohl in Deutschland nicht gesucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marquis halten sollte, so natürlich weis er die Rolle eines jungen Herrn unter seinem schwarzen Rocke zu spielen. Ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun, und lächerlich seyn kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabacksdose, und Manschetten zu haben.

Ein ehrwürdiger Rausch, ist ein ganz neues Wort, aber eine sehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterscheiden sollte, welcher von beyden Berauschten der Schultheiß im Dorfe, oder der Pastor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürden nicht schwarz giengen.

Sich ein ehrwürdiges Ansehen geben, heißt bey dieser Art Leuten so viel, als eine große Unterkehle und einen steifen Nacken machen, und **ein ehrwürdiges Amt bekleiden**, so viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hause selbst thut, und welche von andern nicht getadelt werden dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt wird. Dieses

Dieses mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verstande, oder von solchen Männern, genug seyn, welche man ihrer ungezognen Aufführung wegen im gemeinen Wesen nicht dulden würde, wenn sie nicht schwarze Röcke trügen. Wie wenig also diese Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verstande verdienen: Solches werden alle vernünftige, aber nur die nicht einsehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre schwarze Kleidung, und das Amt nähme, in welches sie sich geschlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein. **Ein ehrwürdiges Amt suchen,** heißt in einigen Parochien so viel als des gnädigen Herrn Kammermädchen heirathen.

Gelehrt.

Das Wort **gelehrt** hat mit dem Worte tugendhaft beynahe ein gleiches Schicksal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die studirt haben, wollen gelehrt seyn; aber, im Vertrauen zu sagen, sind es die wenigsten. Freylich liegt dieser Fehler nicht an denen, welche sich des Titels eines Gelehrten anmaaßen, sondern nur an etlichen eigensinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es sey noch ein sehr großer Unterscheid zwischen einem Gelehrten und zwischen einem Manne, der keine Profession oder kein Handwerk treibt, der in seiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen absolvirt, und endlich promovirt hat. Diese närrischen Richter vergehen sich so weit, daß sie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten lassen, welche Bücher geschrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Solten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche sich den Wissenschaften mit ganzem Ernste widmen; die guten Schriften der Alten und Neuern

mit Aufmerksamkeit lesen; die höhern Wahrheiten durch eignes Nachdenken untersuchen; sich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforschen; auf das bloße Wort ihres Lehrers nichts treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes sich selbst überführen wollen; Sachen, die in der Welt zu nichts nütze sind, als höchstens eine kritische Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und sich auf solche Wissenschaften legen, welche der menschlichen Gesellschaft wahren Nutzen bringen; und welche diese Wissenschaften auch wirklich zum Nutzen andrer anzuwenden suchen? Nur diese sollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das ist beynahe zu viel! Wenn das gelten soll: So stehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexicon, welches itzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, sich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt warlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fodert, daß er bescheiden, ohne Eigenliebe, und eben so tugendhaft, als philosophisch, sey. Verlangt man noch dieses; was für ein kleines Häuflein wird aus unsrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünsche mir nicht, dieses Unglück zu erleben! Viel tausend Menschen würde man, auf solche Art, um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da sie, außer ihrer gelehrten Miene, sonst nichts verstehen, wodurch sie sich nähren könnten; wie viel Bettler, wie viel müßiges Volck würden wir ins Land kriegen! Selbst in meiner Familie würden wenigstens sechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müssen! Ich wünsche es nicht, ich sage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wissen kann: So will ich gegen diese meine werthen Angehörigen immer im voraus liebreich seyn, damit ich sie nicht hernach ernähren darf. Ich will meinen Lesern sagen, worinnen die Gelehrsamkeit von einigen unter ihnen besteht, wenn sich etwan jemand finden wolte, der sie zu gebrauchen wüßte.

Den ersten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Hr. Professor Titus Manlius Vermicularius. Es geht nunmehr in das drey und funfzigste Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zusetzung seiner eignen Gesundheit, blos aus Liebe zum gemeinen Besten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatschnitzer gesammlet hat; und zwar, welches wohl zu merken ist, aus den besten lateinischen Schriften der gelehrten Männer unsrer Zeit. Der ehrliche Mann solte mich sehr dauern, wenn man seine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit ansehen wolte. Ich kann es theuer versichern, er thut dem gemeinen Wesen mit seiner Gelehrsamkeit nicht den geringsten Schaden, und ich habe unter allen seinen Schriften nicht eine einzige gesehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat gestanden hätte. Wie würde sich mein belesner Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit seiner Wissenschaften ein so grausames Urtheil ergehen solte! Er läßt sich darauf todt schlagen, daß er ein Gelehrter ist! So oft er jemanden auf seine grammatischen Wahrheiten tractirt; so oft heißt es immer über das andre Wort: Prout nos docti loquimur! Denn das ist wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateinisch, und mit niemanden spricht er deutsch, als mit seiner Magd, und mit dem Hausknechte, denn diese gehören zum Pöbel. Der gute Vetter! Wenn er noch lange lebt: So bin ich nicht für seinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er soll bald sterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateinisches Programma zugeführt, in welchem er so viel himmelschreyende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römischen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bey Lesung der ersten Seite alle Sinne vergiengen. Er ermannte sie doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keichte, und im Gesichte ward er ganz schwarz. Es ist noch

wenig Hoffnung zu seiner Besserung da; wenn das Ding so fortgeht: so wird er noch an diesem ketzerischen Programma elendiglich ersticken müssen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veste, Rechtshochgelahrte Hr. **D. Valentin Vanno**, ist mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er ist Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgesagt haben, daß er das geringste von der Rechtsgelehrsamkeit verstehe; aber er ist doch Doctor. Sein seliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verstande nicht gestorben ist, war der gelehrte Doctor **Pancratius Vanno.** Seinen Herr Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! er hatte eine so gelehrte Unterkehle, als zehen andre seines Gleichen nicht hatten, und darum mußte er auch ein Doctor werden. Ihre Hochedlen, unser Herr **Vanno** hieß schon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief; und es ist gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernste geworden ist; er würde sonst gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts seyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebsten Knaben; Das ist der leibhafte Papa! Er ist kaum fünfzehen Jahr alt, und kann schon lateinisch lesen. Dieser muß auch Doctor werden, und im kurtzen wird er es seyn! Die wackern Männer! Es steckt dieser gelehrten Familie recht im Geblüte, daß sie alle Doctor seyn m ssen. Und dennoch ist es mir sehr leid um sie, ob sie es in zehen Jahren noch werden wagen dürfen, sich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrsamkeit auch den Doctortitel ab: So werden sie die betrübteste Figur von der Welt vorstellen! Wie sehr würde ich meinen Lesern verbunden seyn, wenn sie sich alsdann dieser verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schwester Sohn, **George Knut**, ist ein so grundgelehrter Mann, daß er die alten römischen Münzen weit besser

kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verschimmelter Nummus in die Hände fällt; so sieht er so lustig und freundlich aus, als Harpax kaum aussehen kann, wenn er feinsilbrige Zweydrittheile einwechselt. Nur ohnlängst ist er in eine sehr heftige Verbitterung mit einem andern auch so gelehrten Manne gerathen. Sie schimpften einander in Schriften dergestalt, daß die Leser ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beyden eigentlich der größte Narr wäre. Die ganze Mordgeschichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter sagte, sie stellte die Venerem victricem vor; sein Widersacher aber behauptete, sie bedeutete die Venerem armatam der Lacedämonier. Auf beyden Seiten ward die Heftigkeit zum höchsten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn diese wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren diese großen Männer einig. Ob sie aber victrix oder armata seyn sollte, das war noch ungewiß. Sie giengen in ihrem Eifer so weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entstund. Selbst die Weiber dieser beyden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch schimpften sie einander so muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten schlugen sich ins Mittel. Man untersuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter! Er ließ die ganzen Streitschriften zusammen drucken, und war so listig, daß er auf das Titelblat die Worte setzen ließ?

- - - - - - . Quid me galeata lacessis?
Vincere si possum nuda, quid arma tenens?

Ueber diesen Sieg ward er und seine ganze Familie so muthig, daß so gar seine Köchinn allen Leuten erzählt, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann ist! Aber mir ist doch nicht wohl dabey zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den ersten seyn, welchen man die Gelehrsamkeit abspricht, und ich kann es meinen Lesern beynahe nicht zumuthen, daß sie ihn künftig ernähren sollen;

denn er ist über seine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und sieht so zerstreut im Gesichte aus, daß es recht gefährlich ist, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, ist mein sehr naher Vetter; aber er schämt sich meiner, und seiner ganzen Freundschaft: Denn er behauptet, Trotz allen Genealogisten, daß sein Vater ein Hurkind von dem Cardinal **Mazarin** gewesen sey. Wer so liebreich seyn, und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt und sein Großvater ein guter ehrbarer Schneider gewesen, der wird sein Todfeind. Der Küster kam sehr schlimm an, als er ihm dieses aus dem Kirchenbuche beweisen wollte. Das hat ein Schelm geschrieben! rufte er, und holte den **Mabillon** her, damit er sehen sollte, daß sein Kirchenbuch nicht die geringste Beschaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfodert würde. Gegenwärtig ist er mit den politischen Affairen ausserordentlich beschäfftiget. Er ist sehr französisch gesinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beynahe zu mächtig, denn jenseits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Faust, wenn er in Gesellschaften von dem Prätendenten sprechen hört; denn das läßt er sich nicht ausreden, daß der Prätendent durch seine schlauen Anschläge bis nach Edenburg gekommen ist. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schlesien, denn er hat die Absicht gar nicht, den König von Engelland ganz zu ruiniren. Mit Rußland ist er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn seit etlichen Tagen so tiefsinnig herumgehen sehen, daß ich befürchte, es dürfte mit nächstem eine grosse Meuterey wider die Czaarinn auf seiner Studierstube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troste sagen, daß sich seine politische Gelehrsamkeit nicht weiter erstreckt, als die vier Wände seiner Studierstube gehen. Bey alle dem aber schreibt er doch sehr viel Staatssachen, und so gar politische Monatschriften; doch werden sie, dem Himmel sey Dank! nicht gedruckt. Er behält sie alle im Concepte, und sagt: Dieses sey ein heimlicher Schatz, welchen er seinen Kindern sammle. Itzt arbei-

arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Ansprüche des Königs in Frankreich an das Orientalische Kaiserthum ausführt. Er hat es dem Cardinal **Tencin** dedicirt, aber auch nur im Manuscripte, und nennt es in der Ueberschrift, wie leicht zu glauben ist, eine gründlichgelehrte Deduction. Sollte dieser gründlichgelehrte Mann nicht noch in diesem Jahre, wie ich doch fast hoffe, ins Tollhaus gesperrt werden; so werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall seiner Gelehrsamkeit gerathen sollte, nach Frankreich zu bringen suchen, daß er alsdann in seinem vermeinten Vaterlande durch ein neues Project zur Universalmonarchie seinen Bissen Brodt ehrlich verdienen kann.

Ich weiß nicht ob ich unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn **M. Hieronymus Stephan** rechnen darf. Er hat wirklich studirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig in dem Degen gehen gesehen; sein Vater hat mir auch die Rechnung gewiesen, nach der er ihm in drey Jahren mehr als zweytausend Thaler, auf der Universität zu unterhalten gekostet hat. Ja, was noch mehr ist, er steht mit seinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem itztlebenden gelehrten ... Man wird doch nicht etwan mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das geringste! Das kann ich die ganze Welt, als ein ehrlicher Mann versichern. In Leipzig heirathete er eine Jungemagd: denn sie wollte gern einen Herrn Magister haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren sie sich ganz gut mit einander, und so lange sie noch iung ist, und gut aussieht, so lange hat es keine Noth; es mag mit dem Gelehrten im übrigen gehen, wie es will. Sollte sie aber alt, oder häßlich werden; so läge freylich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte sehr bitten, daß sich meine Leser des guten Mannes annähmen. Er ist in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator sollte er sich meines Erachtens vortreflich schicken. Er versteht nichts; es ist wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder so be

schaffen ist, daß man nicht eben darauf sieht, wie geschickt der Informator, sondern nur, wie wohlfeil er ist; so zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an seinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrey; und das hat er seinem lieben Weibe zu danken; eine nothwendige Tugend, die ein Mensch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweisen will. Er ist so geduldig, man kann mir sicher glauben; so geduldig ist er, daß er so gar mit der Frau im Hause gut wird auskommen können; und wer weis denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch sein Glück treibt, wenn er sich gewöhnen kann, der Amme und der Köchinn mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an diesem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiste Freude, und ich habe mir schon ein gewisses Haus in unsrer Stadt ausgesehen, wohin sich zu *einem* Informator kein Mensch besser schickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieses sind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünschen, daß sich Liebhaber zu ihren Künsten fänden. Nun kan man einen ungefähren Ueberschlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutschland seyn müssen, da allein in meiner Familie, welche doch die stärkste nicht ist, so viele sind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten streitig gemacht werden kann.

Da ich bisher untersucht habe, was eigentlich ein Gelehrter sey; so muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts **gelehrt** anführen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: **Es ist ein gelehrtes Werk**! Aber die Begriffe, die ein jeder dabey hat, sind sehr unterschieden. Was der Philosoph gelehrt nennt, das kömmt dem Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe einen finstern Mathematiker gesehen, welcher in seinem Leben zum erstenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrsamkeit, wie mit der

Religion. Ein jeder hält nur die seinige für die wahre; alle andre Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth; dieses Wort ist von einer so weitläuftigen Bedeutung, daß es eine absonderliche Abhandlung erfodert, welche wenigstens so viel Bände einnehmen dürfte, als die europäische Fama.

Gelehrter Wind, hievon siehe mit mehrern die meisten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, ist ein Problema.

Menschenfeind.

Unter diesem Namen verstehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrießlichen und mürrischen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er sie zu Menschen gemacht hat, und welche niemals misvergnügter sind, als wenn sie sich in Gesellschaft andrer Menschen befinden. Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Sittenlehrer recht haben. Ich glaube aber, daß noch eine andre Bedeutung des Worts **Menschenfeind** statt haben kann.

Ich setze, und zwar, vermöge der Erfahrung, zum voraus, daß gemeiniglich der Mensch nichts anders ist, als ein Thier, welches nur sich für vollkommen, alle andre menschliche Thiere aber, die um dasselbe herum sind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen andre niemals ausübt, die es doch von andern verlangt; welches glaubt, daß alles, was erschaffen ist, nur seinetwegen erschaffen ist; welches sich Mühe giebt, dasjenige zu scheinen, was es doch nicht ist; welches sehr mühselig lebt, um elend zu sterben; welches thöricht ist, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu seyn; und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle diese Wahrheiten vorsagt. Wer so verwegen ist, dieses zu thun, der ist sein Feind.

Menschenfeinde also sind Leute, welche die **Wahrheit** sagen. Ein häßliches Laster, wodurch man die glückselige Einbildung andrer Leute stört, und zugleich sein eignes Glück hindert!

Ein **Menschenfeind** würde ich seyn, wenn ich sagen wollte, daß Neran, unter dem Vorwande seiner obrigkeitlichen Pflicht, Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiße gedruckter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Wittwen wider sich reizte, und das Vermögen verlaßner Mündel an sich risse: daß diese noch in fünfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereyen des Nerans wieder erzählen, und noch im Alter sein Andencken verfluchen würden. Alles dieses thut Neran; es ist wahr. Ich aber hüte mich wohl, dem Neran dieses vorzuhalten, denn ich mag keines Menschen Feind seyn. Einen Vater des Vaterlandes, einen Priester der Gerechtigkeit, den grossen Neran nenne ich ihn, so oft ich zu ihm komme; dieses aber geschieht alle Mittage um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabey. Wie Neran ist; so sind noch unzählich viele andre, und ich würde von den größten Pallästen anfangen, und bis in die Hütten des geringsten Landmanns gehen können, wenn ich nöthig hätte, durch mehrere Exempel zu beweisen, daß man ein Menschenfeind würde, so bald man die Wahrheit sagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bey den boshaften, gefährlichen, unbedachtsamen, verstockten, (ich weis beynahe nicht, wie ich sie arg genug schimpfen soll!) mit einem Worte, bey den verhaßten Satirenschreibern fänden, welche einen rechten Beruf daraus machen, **Erbfeinde der Menschen** zu seyn, und welche so unbesonnen sind, zu glauben, daß man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren einen Narren nennen dürfe! So lange die weltliche Obrigkeit nicht Anstalt macht, diese Menschenfeinde auszurotten: So lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde sicher seyn können, den angemaaßten Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und, was das erschrecklichste ist, so gar Leute, welche sich durch den Bannstral, den sie in ihren

drohen.

drohenden Händen führen, beym Pöbel ansehnlich und furchtbar machen, werden dennoch diesen verwägnen Menschenfeinden nicht fürchterlich genug aussehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran gedenken, wenn ich mir vorstelle, daß vielleicht morgen derjenige lächerlich seyn wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

Unter diesen satirischen Menschenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichsten, welche mit lachendem Munde das Thörichte an den Menschen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine solche Wahrheit, die man uns mit einer spöttischen Miene sagt; denn oftmals sind wir hierinnen den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen spottend nachahmet, und die Zähne blöckt.

Zum ewigen Ruhme unsers schönen Geschlechts muß ich erinnern, daß alles was ich bisher gesagt habe, von ihm nicht zu verstehen ist. Nichts auf der Welt ist ihm angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bey ihm ist nur der ein Menschenfeind, welcher schmeichelt. Brigitte ist abergläubisch, neidisch, und verläumdet ihren Nächsten; Flavia ist verbult, und überläßt ihre Gunst an den Meistbietenden; Cälie ist so hochmüthig, daß sie ihrer reichen Nachbarinn im Stande nicht im geringsten nachgeben würde, und sollte sie mit ihrem Manne auch Bettelbrod essen müssen. Dennoch habe ich das Herz, alles dieses Brigitten, Flavien und Cälien trocken unter die Augen zu sagen, ohne von ihnen ein Menschenfeind genannt zu werden. Sie werden sich schämen, sie werden sich bessern, sie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank sagen. So merklich sind die Vorzüge, welche solches Frauenzimmer vor uns, eingebildeten Männern, hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur schwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewissen, sind bey unterschiednen Leuten, die in öffentlichen Ge-

schäfften stehen, eine gewisse Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben sie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwischen aber sind sie doch so unentbehrlich, als diese, und gehören mit zur Legalität.

Einen in Pflicht nehmen, wird also bey dergleichen Leuten so viel heissen, als einem ein Amt geben, worinnen er, unter dem Vorwande seiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein **unverpflichteter** zu thun nicht wagen darf, ohne seine Leidenschaften zu verrathen. Weil in gewissen Gegenden sowohl geistliche, als weltliche Aemter, nicht anders, als durch viele Geschenke und aufzuwendende Unkosten, erlangt werden: So ist es gar wohl zu verstehen, was die **geleistete theure Pflicht** heißt; und alsdenn wird der Ausdruck, **seine Pflicht sorgfältig zu erfüllen suchen**, nichts anders sagen, als wenn ich spreche: sich sorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von andern so viel wieder zu erpressen, als das Amt gekostet hat.

Es läuft wider meine Pflicht, wird ein gewissenhafter Richter sprechen, wenn ihm der Beklagte Geschenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daß des gewissenhaften Richters seine Frau Liebste nicht in **Pflichten** steht; und sich daher mit seinen Geschenken zu dieser wenden, wenn er anders, von ihrem Manne, ein **pflichtengemäßes Urthel** verlangt. Ich habe einen Schösser gekannt, welcher das Expensbuch beständig vor sich liegen hatte, und daher von sich selbst rühmte, **daß er seine Pflicht niemals aus den Augen liesse**; denn er glaubte, nur um deswillen sey er ein verpflichteter Schösser, daß er seinen Bauern liquidiren könne. Ex officio arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: **pflichtgemäß arbeiten**, übersetzen. Aber das wäre ein erschrecklicher Schnitzer wider den juristischen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was das bedeutet, den will ich an einen gewissen Amtmann weisen. Wenn dieser über die nahrlosen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt; so spricht er allemal: „Ein ehrlicher Mann kann es fast nicht mehr

„ ausstehen. Lauter Arbeit ex officio! Bald Armensachen! Bald „ Bericht wegen brandbeschädigter Unterthanen! Bald wegen „ herrschaftlicher Sachen! Alles ex officio!„ Sachen also, davon in der Taxordnung nichts steht, sind Sachen ex officio, und freylich sind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhaßt.

Verstand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philosophische Abhandlung zu schreiben; so wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man sich auf der Catheder von dem Worte, **Verstand**, macht.

Ich schreibe nicht für Pedanten, sondern für die grosse Welt, und in der grossen Welt heißt Verstand so viel, als Reichthum.

Ein Mensch ohne Verstand, ist nichts anders als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigste, und nützlichste Mann in der Stadt seyn, das hilft ihm alles nichts; der Verstand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es ist nicht für einen Dreyer Verstand darinnen! spricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht liest. Warum? Mein Wirth ist ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die schönste Ode auf die Börse trüge, so würde er doch nicht einen Dreyer darfür bekommen.

Das Mädchen hat Verstand, sagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld sieht, wenn gleich sein Mädchen weiter nichts thut, als daß es Caffee trinkt, Lomber spielt, Knötchen macht, zum Fenster hinaus sieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinn spottet. In Gesellschaften, wo sie keines von diesem allen thun kann, ist sie nicht im Stande, etwas weiter zu sagen, als ein trocknes Ja und Nein; und spielte sie nicht mit ihrem Fächer: So würde man sie für eine schöne Statue ansehen. Aber,

das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat sie doch viel Verstand, denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen Verstand, heißt so viel: Er hat von seinen Aeltern eine reiche Erbschaft überkommen, und nicht nöthig gehabt, selbst Geld zu verdienen.

Was also dieses heißt: **Er wuchert mit seinem Verstande,** das darf ich niemanden erklären; es versteht sich von sich selbst.

Ich bin der dümmste eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieses hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreyßigjährige Erfahrung die verschiednen Grade des Verstandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verstande meiner Landsleute ohngefähr folgenden Tariff machen.

1000. Thaler, **nicht ganz ohne Verstand;**
6000. Thaler, **ein ziemlicher Verstand;**
12000. Thaler, **ein feiner Verstand;**
30000. Thaler, **ein grosser Verstand;**
50000. Thaler, **ein durchdringender Verstand;**
100000. Thaler, **ein englischer Verstand;**

und auf solche Weise steigt es mit jeden tausend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum so klug war, als sein Reitpferd. Er besaß aber viermal hundert tausend Thaler, und um deswillen versicherte mich mein Correspondente, daß er in ganz Mecklenburg beynahe der Verständigste wäre.

Der Kerl hat seinen Verstand verloren! wird man also von einem bankerutten Kaufmanne sagen, und ich kenne einige davon, welche dieser Vorwurf weit mehr schmerzt, als wenn man sagen wollte, sie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieses ist noch der einzige Trost für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthschaft, und durch ihren unsinnigen Staat an diesem Verluste gemeiniglich die meiste Ursache haben, dennoch

ihren eingebrachten Verstand, daß ich mich kunstmäßig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eigenes Vermögen, und daher noch allemal so viel übrig behalten, als nöthig ist, sich und ihren unverständigen Mann auf das bequemlichste zu ernähren.

Beytrag zum deutschen Wörterbuche. *)

Als ich es wagte, der gelehrten Welt meinen Versuch eines deutschen Wörterbuchs mitzutheilen; so bat ich mir zugleich den Beytrag meiner Landsleute zu diesem wichtigen und weitläuftigen Werke aus. Ich bin so glücklich gewesen, daß an mich verschiedene Artikel eingesandt worden sind, und mein Vergnügen darüber ist so groß, daß ich nicht einen Augenblick länger anstehen kann, ein paar davon bekannt zu machen, welche völlig nach derjenigen Anlage ausgearbeitet sind, die ich mir zu meinem Wörterbuche gemacht hatte. Ich hoffe, es werden diese neuen Proben noch andre aufmuntern, ihrem Beyspiele zu folgen, um mich durch ihre geschickte Beyhülfe in den Stand zu setzen, daß ich noch vor dem Schlusse des itzigen Jahres solches unter die Presse bringen kann. Den Herren — E = = und — Gl = = statte ich zugleich für diese ihre Bemühungen den verbundensten Dank ab. Ich wollte wohl wünschen, daß ich ihre völligen Namen, und den Ort ihres Aufenthalts erfahren möchte, damit ich Gelegenheit haben könnte, ihnen einige kleine Zweifel zu eröffnen, welche mir wegen der übrigen

*) S. Neue Beytr. zum Vergn. des Verst. und Witzes, 3 Band, 2 St. 1745.

gen von ihnen eingesandten Wörter beygefallen sind. Dem Herrn Kr* muß ich sagen, daß er die Absicht, welche ich bey unserm Wörterbuche habe, nicht recht eingesehen haben mag. Dergleichen Artikel, wie er eingesendet hat, scheinen in ein Wörterbuch zu gehören, das nur für eine einzige Familie geschrieben ist. In dem Hause, worinnen er wohnt, mag er ein sehr aufgeweckter und schalkhafter Kopf seyn, welcher seine ganze Familie, und vielleicht auf Unkosten andrer, zu lachen macht. Nur befürchte ich, sein Witz geht nicht weiter als bis an die Hausthüre. In andern Häusern wird ihn ohne Beyhülfe eines Scholiasten niemand verstehen. Dergleichen Familienscherze sind gute Quodlibete, welche nur eine geschloßne Gesellschaft einsieht, und belacht. Andern ehrlichen Leuten darf man es nicht wohl zumuthen, daß sie solche lesen sollten.

Verschiedne meiner Correspondenten haben verlangt, ich möchte ihnen einige Wörter vorschlagen, deren Bedeutung sie untersuchen könnten. Ich will etliche davon hersetzen, deren Bedeutung mir am zweydeutigsten, und am unbestimmtesten zu seyn scheint. Die verschiednen Redensarten, bey welchen sie gebraucht werden, verursachen wegen dieser Ungewißheit eine solche Verwirrung im gemeinen Leben, daß ein jeder Patriotischgesinnter nicht einen Augenblick zaudern sollte, eine gewisse Bedeutung davon festzustellen. Ich erwarte diesen Beytrag mit dem größten Verlangen. Den Nutzen davon haben sie und ihre Kinder zu geniessen. Hier sind die Wörter selbst:

Andacht.	**Großmuth.**
Artig.	**Ich.**
Bezaubert.	**Körnigt.**
Demuth.	**Kunstrichter.**
Ehrgeiz.	**Rangstreit.**
Eifersucht.	**Scherzhaft.**
Freyheit.	**Sparsamkeit.**
Geschmack.	**Unparteyisch.**
Gesundheittrinken.	**Unschuld.**
Gleichgültig.	**Witz.**

Dieses mag genug seyn. Es giebt noch unzählig andre Wörter, welche wenigstens so wichtig, als diese, sind, und deren Wahl und Ausführung ich meinen geschickten Landsleuten überlasse. Die Briefe sind an den Verleger zu senden, und ihre Namen sollen verschwiegen werden, wenn sie es verlangen.

Deutsch

ist ein Schimpfwort. Die Franzosen sprechen: **Er hat den Fehler, daß er ein Deutscher ist.** Denn, wie bey vielen Franzosen der Verstand überhaubt sehr sonderbar ist; so haben sie gefunden, daß alle die, welche dißeits des Rheins geboren sind, weder witzig, noch tapfer, und also gute ehrliche Menschengesichter, mit einem Worte, Deutsche sind.

Es klingt alles so gar deutsch in seinen Versen, ist der tiefsinnige Machtspruch, den über teutsche Gedichte gemeiniglich diejenigen fällen, welche bey ihren Französinnen zur Noth so viel gelernet haben, daß sie die Utrechter Zeitungen exponiren können.

Ich kenne Leute, welche gern ihren halben Verstand darum geben würden, wenn sie keine Deutsche, sondern unter dem Consulate des **Cicero** in Rom geboren wären. Ihnen kömmt nichts so lächerlich vor, als die Bemühung, in der deutschen Sprache Donatschnitzer zu vermeiden. Den, der sich Mühe giebt, zierlich und regelmäßig deutsch zu schreiben, können sie ihrer Meinung nach, nicht ärger beschimpfen, als wenn sie ihn einen **deutschen Michel** heissen. Dieses Wort begreift nach ihrer Grammatik wenigstens eben so viel Schande und Laster in sich, als bey den alten Juden ein Samariter, oder bey den Savoyarden ein Barbet! Ich habe angemerkt, daß die deutsche Sprache unter ihren Kindern besonders zwey Arten von Feinden hat. Einige verfolgen sie aus Hochmuth und Eigennutz, andre aber verachten sie aus Leichtsinn. Jene geben sich eine ernsthafte, gebieterische und monarchische Miene. Sie sind gewohnt, ihre Wahrheiten mit aufgehabnem Arme zu behaup-

haupten, und den Pflichten der väterlichen Liebe mit der Ruthe Gnüge zu leisten. Man nennt sie auch römischgesinnte Männer, oder lateinische Görgen, zur schuldigen Vergeltung der deutschen Michel. Es liege ihnen viel daran, die deutsche Sprache zu unterdrücken, welche sie selbst so wenig verstehen. Ihr Ansehen dürfte freylich sehr fallen, wenn die Welt anfienge zu glauben, ein Mann verdiene den Namen eines wahren Gelehrten noch nicht, wenn er schon ein lateinischer Sprachmeister sey. In **Lehmanns** speyerischer Chronike finden wir die Geschichte eines treufleußig verordneten Lehrers, welcher so ein abgöttischer Verehrer des **Cicero** gewesen, daß er seinen Sohn bloß deswegen der lateinischen Sprache von Mutterleibe an geweihet, weil er eine Warze auf der Nase gehabt. Und ungeachtet sich bey zunehmenden Jahren geäussert, daß ihn die Natur nicht zu einem **Cicero**, sondern höchstens zu einem deutschen Holzhacker geschaffen; so hielt sich doch dieser gelehrte Vater in seinem Gewissen für verbunden, einem so deutlichen Berufe, als sein Sohn an der römischen Nase trug, nicht zu widerstreben. Ja, er soll in seinem Eifer so weit gegangen seyn, daß er sein Kind bey vermerkter Widerspenstigkeit, amtsmäßig und mit der Ruthe in der Faust gezwungen, die Finger auf die lateinische Grammatik zu legen, und seine deutsche Muttersprache solemni ritu fomulaque abzuschwören. Nichts kam ihm toller vor, als deutsch zu lernen; denn sein Schuster redete deutsch, und er redete es so gut, als sein Schuster; beyde aber hatten es niemals gelernt, und verstunden einander doch. Dergleichen lateinische Zeloten kann man dadurch keineswegs besänftigen, wenn man ihnen gleich einräumt, daß einem Gelehrten die griechische und lateinische Sprache unentbehrlich sey; daß ein Mann, welcher kein Latein verstehe wenig Hoffnung habe, ein Gelehrter zu werden; daß man nichts tadle, als die sklavische Hochachtung, welche sie gegen alles dasjenige hegen, was lateinisch klingt; und daß man an ihnen nur die allzuabergläubische Verbitterung gegen ihre Muttersprache, als einen lächerlichen Fehler, anmerke. So bescheiden auch der-

gleichen Einschrenkungen sind, so wenig sind sie doch zu ihrer Beruhigung hinreichend. Ihre ganze Maschine geräth in Unordnung, wenn sie dergleichen Friedensvorschläge hören. Ad rogum! ad rogum! schreyen sie, so bald sie eine Abhandlung sehen, welche zur Aufnahme und Verbesserung der deutschen Sprache abzielt; ja einer von meinen Freunden besitzt ein Exemplar von den Belustigungen des Verstandes und Witzes, in welchem ein solcher Pflegevater unter dem Namen **Irenäus Mastigophorus** *) mit zitternden Händen geschrieben hatte:

HVNC TV ROMANE CAVETO!

Die zweyte Art der Antideutschen machen diejenigen aus, welche die deutsche Sprache nur aus Leichtsinn verachten. Diese sind von den ersten weit unterschieden. Wenn jene etwas lesen, das nicht lateinisch ist, so schüttelt sich ihre ganze Natur; diese leichtsinnigen Feinde aber können es noch so ziemlich gelassen anhören, wenn von der Stärke und Schönheit der deutschen Sprache geredet wird. Ja, ich habe es so gar mit meinen Augen gesehen, daß man einem solchen Undeutschen, welcher ein junges Herrchen von Profession war, zwey Blätter aus dem Haller vorlas, ohne daß es ihm etwas weiter schadete, als daß er lachte, trällerte, pfiff, sich auf einem Beine herumdrehte; und so bald er mit einer Prise Toback dem Gehirne ein wenig Luft gemacht hatte, so sagte er weiter nichts, als: Pardieu! le miserable jargon! Sogleich war auch sein Paroxysmus vorbey, und man sah zwischen ihm und einer vernünftigen Creatur beynahe nicht den geringsten Unterschied. In der That verdienen diese Feinde der deutschen Sprache, daß man sie mit Langmuth erträgt. Denn, wenn sie die deutsche Sprache verspotten; so geschieht es eben so wenig aus Bosheit, als wenn sie über den Schnitt eines Kleides lachen, welchen die Einfalt eines deutschen Meisters, und nicht der witzige Schneiderverstand eines erfindsamen Fran-

*) Im 2 Theile der Belustigungen des Verstandes und Witzes, a d. 46 S. und in gegenwärtigen satirischen Schriften, 1 Th. 144 S.

Franzosen hervor gebracht hat. Sie spotten, weil es deutsch heißt, und lachen, weil es nicht französisch ist. Wer ein gegründetes Urtheil oder Beweise von der Nichtswürdigkeit der deutschen Sprache von ihnen fodern wollte, der foderte zu viel. Genug, es ist Mode, sie zu verachten und ihr Verstand ändert sich so oft, als die Mode; dieses aber geschieht alle vier Wochen. Diejenigen, welche, daß ich mich der Mundart des itzigen Jahrhunderts bediene, in allem einen zureichenden Grund suchen, wollen aus den Lehrsätzen der Physik, und aus der Erfahrung beweisen, daß es deswegen so viele lustige Feinde ihrer Muttersprache unter uns gebe, weil die Franzosen in ihrem Umgange so artig und einnehmend wären, daß viele von unserm deutschen Frauenzimmer ihnen nichts abschlagen könnten. Ich lasse die Vermuthung an ihren Ort gestellt seyn. Unwahrscheinlich ist sie freylich nicht, und ich sollte fast selbst glauben, daß die Natur dergleichen poßierliche Körper nicht zur Welt bringen könne, ohne sich der Verbindung eines französischen Papas, und einer deutschen Mutter zu bedienen. Dieses mag von den unterschiednen Arten der Feinde, welche die deutsche Sprache hat, genug seyn.

Er ist ein ehrlicher alter Deutscher; dieß würde ein Anfänger in der deutschen Sprache so erklären: Er ist so ehrlich, wie ein alter Deutscher. Aber das wäre ein grosser Sprachschnitzer; sondern es wird gemeiniglich von Leuten gebraucht, welche in ihrem Umgange alle diejenigen Eitelkeiten mit Sorgfalt vermeiden, die man sonst Höflichkeiten, und, in gewissem Verstande, auch Complimente, nennt. Denn hierdurch, und durch die Gabe, zu trinken, können wir es unsern Vorfahren, den alten Deutschen, noch so ziemlich gleich thun.

Altdeutsch heißt daher in einigen Gesellschaften so viel, als grob.

Deutsche Redlichkeit; ist ein verbum obsoletum, oder höchstens nur ein Provinzialwort. Siehe hiervon mit mehrerm des Panzirollus Abhandlung von denen Sachen, welche bey uns verloren gegangen sind.

E = =

Fabel.

Fabel.

Eine Fabel ist, ordentlicher Weise, und besonders nach dem Begriffe einiger Neuern, ein solches Gedicht, über welchem der Name eines Thieres, oder sonst eines Dinges steht, das noch etwas dümmer ist, als der Verfasser. Wir würden zu viel von ihm fodern, wenn wir eine poetische Wahrscheinlichkeit, oder gar eine Sittenlehre darinnen suchen wollten. Die Ausführung der Fabel mag noch so trocken, noch so abgeschmackt, noch so undeutlich seyn; so ist doch das, was ein solcher Fabeldichter im Namen seines Thiers sagt, für eine unvernünftige Bestie noch allemal klug genug gesprochen. Er schreibt: Der = = eine Fabel. Und siehe, so ist es eine Fabel! Mehr gehört dazu nicht.

Das Wort, Fabel, wird noch in einem andern Verstande, und zwar von solchen **Erzählungen** gebraucht, welche zwar **möglich, aber nicht wahrscheinlich sind.** Daß ein Frauenzimmer sich über den vermeinten Tod ihres Liebhabers dergestalt betrübt, daß sie sich selbst ums Leben bringt; und daß es Liebhaber giebt, welche über den Verlust ihrer Schönen so untröstbar sind, daß sie in ganzem Ernste Anstalt machen, sich zu erstechen; Das ist wohl möglich, aber nimmermehr wahrscheinlich, und eben um deswillen gehört die Geschichte des Ovids vom Piramus und von der Thisbe mit allem Rechte unter die Fabeln.

Diese Beschreibung, welche ich von dem Verstande des Worts, Fabel, gegeben habe, öffnet den Dichtern ein weites Feld zu tausend Erfindungen. Mir sind deren schon so viele beygefallen, daß ich der Welt mit einem ziemlich starken Octavbändchen davon aufwarten könnte. Wer weis, was noch geschieht? Ein Dichter bin ich zwar nicht; aber hundert Leute machen Verse, die doch keine Dichter sind; und gesetzt, ich schriebe nicht feurig, so würde ich gewiß ziemlich fliessend schreiben. Das ist schon genug! Und wenn

mir auch hierinnen alle vernünftige Welt widerspräche; so weis ich doch, Strephon giebt mir seinen Beyfall, denn ihm gehts auch so! Damit aber die gelehrte Welt vor grossem Verlangen nach meinem Bändchen nicht gar zu ungeduldig werde, wie ich fast befürchten muß; so will ich inzwischen von vieren meiner Fabeln nur den Innhalt hersetzen. Man wird finden, daß sie durchgängig möglich sind; keine einzige aber wahrscheinlich ist.

Die erste Fabel.

Der betrübte Wittwer.

Agenor, ein reicher Bürger, lernte ein Frauenzimmer kennen, welches weder Schönheit, noch Vermögen hatte, aber desto tugendhafter war. Bloß ihrer Tugend wegen liebte er sie. Er heirathete sie, und die ganze Stadt lobte seine Wahl; denn die meisten Bürger dieser Stadt waren tugendhaft, und keiner heirathete aus eigennützigen und niederträchtigen Absichten. Zwanzig Jahre ihrer Ehe waren verflossen, und nicht ein einzigesmal hatten sie einander Gelegenheit zu einem Misvergnügen gegeben. Noch im zwanzigsten Jahre liebten sie einander eben so vernünftig, eben so zärtlich, als an dem Tage ihrer Verlobung. Auf diesen Umstand werden meine Leser ja wohl merken; den das ist eine Hauptfabel. Agenor verlor seine Frau, welche bloß um deswillen schwer zu sterben schien, weil sie sich von ihrem Manne trennen sollte. Zehen Monate hat Agenor zugebracht, ehe er sich einiger maassen trösten, und zu einer neuen Heirath entschliessen konnte. An fünf Monaten wäre es schon genug gewesen; aber zu einer Fabel mußten es schlechterdings zehen Monate seyn.

Die zweyte Fabel,

noch etwas unwahrscheinlicher, als die vorige.

Die reiche Wittwe, eine gute Frau.

Philinde, eine junge Wittwe, welche den Neran durch ihr zugebrachtes Vermögen zum reichsten Manne in der Stadt ge-

macht hatte, liebte ihn so zärtlich, daß sie ihm auch nicht ein einzigmal seine Armuth vorwarf. Sie trug so viel Ehrfurcht gegen ihn, daß es schiene, als hätte sie beynahe gar vergessen, wie groß ihr Einbringen wäre. Konnte sie ia etwas betrüben; so war es die grosse Behutsamkeit, mit welcher **Neran** sich ihres Vermögens bediente. Sie munterte ihn auf, für sich etwas weniger sparsam zu seyn; und brauchte sie selbst einiges Geld, so bat sie ihren Mann mit so vielen Liebkosungen darum, als wäre es sein eignes Vermögen. **Neran** starb, und die Chronike sagte, daß sie alle Jahre an demjenigen Tage ganz untröstbar gewesen, an welchem er gestorben. Ja, man will so gar versichern, daß sie über diesen Verlust sich niemals zufriedner zu trösten gewußt, als wenn sie den armen Freunden ihres verstorbnen Mannes mit ihrem Vermögen beyspringen können. Niemals habe sie dieses anders genennt, als die Verlassenschaft ihres **Nerans**, an welche alle seine Verwandten Anspruch zu machen hätten, welche desselben bedürftig wären. So weit geht diese Fabel.

Die dritte Fabel.

Ich habe einen Mann gekannt, dessen Beruf war, eine grosse Gesellschaft Leute wöchentlich vor allen Lastern zu warnen. Es kam ihm beynahe kein Laster verderblicher vor, als der Geiz. Den Geiz mahlte er also aufs abscheulichste ab, so oft er hierzu Gelegenheit fand. Das ist nichts unmögliches! Das hören wir oft! werden meine Leser rufen. Geduld! ich will weiter erzählen. Dieser Mann wußte sein Vermögen den Armen auf eine so vorsichtige Art zuflieſſen zu lassen, daß die wenigsten erfuhren, von wem es herkam. Keine nothdürftige Wittwe ließ er mit Thränen von sich gehen, sie müßte denn aus Dankbarkeit geweint haben. Einem Kaufmanne, welcher ehrlich, aber in seiner Handlung unglücklich war, lieh er ein ansehnliches Capital, ohne Verzinsung, damit er ehrlich bleiben, und sechs unerzogne Kinder ernähren könnte. Auf Pfänder lieh er gar nicht, und niemals soll er über fünf Procent genommen haben. Eine schöne Fabel, zu der ich aber den Titel nicht weis!

Die vierte Fabel.

Der billige Dichter.

Phokles, war ein berühmter Dichter derjenigen Stadt, in welcher bey schwerer Strafe niemand gelobet werden durfte, der nicht wirklich tugendhaft war. In dieser Stadt schätzte jedermann die Dichtkunst nach ihren Würden. Kein Reimer ward daselbst geduldet, und man hat zween aus dem Weichbilde verwiesen, welche aus Faulheit nicht arbeiten wollten, sondern zur Stillung ihres Hungers reichen Kaufleuten zu ihren Namenstagen gratulirten. Ich wollte dem Herrn Stelpo wohlmeinend rathen, daß er sich in diese Stadt nicht wagte! Alle Leute suchten die Freundschaft des Phokles zu gewinnen, damit er ihnen die Fehler entdecken sollte, welche sie an sich hätten. Der Bischof daselbst bat ihn gleichfalls darum, und diesem sagte er: Du bist ein hochmüthiger ein eitler, ein niederträchtiger und harter Mann; du lehrest deine Gemeine sehr erbaulich, aber sie kann deinen Lehren nicht glauben, weil dein Leben beweist, daß du sie selbst nicht für wahr hältst! Dieses bewegte den Bischof dergestalt, daß er ihn aufs zärtlichste umarmte, und seine redliche Offenherzigkeit vor öffentlicher Gemeine pries. Als er dem regierenden Bürgermeister entdeckte, daß er ein sehr unwissender Mann, und nicht werth wäre, ein Vater der Stadt zu heissen, so lange er nicht unterliesse, mehr auf seinen Nutzen, als auf den Nutzen seiner Bürger, zu sehen; so fehlte nicht viel, daß ihn dieser nicht mit Gewalt genöthigt hätte, an seiner Stelle das Ehrenamt eines Bürgermeisters anzunehmen. Rathsherr aber mußte er doch werden; er mochte wollen, oder nicht. Es war erstaunlich anzusehen, mit wie viel Ehrfurcht und Freundschaft ihm die reichsten Capitalisten begegneten. In seiner Gesellschaft vergassen sie, daß sie Wechsler waren, und redeten witzig. Alle Frauenzimmergesellschaften waren todt und schläfrig, in welchen Phokles nicht war. Denn damals, als Phokles lebte, wußte man von Fächern nichts;

Lomber ward gar nicht gespielt; und die Kunst, den Nächsten zu richten, war nur in ein paar Familien bekannt. So bald man den Phokles nur von weitem erblickte, so bald war alles vergnügt und lebhaft. Lebte Phokles in meiner Stadt; so würde man hier auf die Vermuthung fallen, er sey um deswillen so beliebt gewesen, weil er diesen schönen Kindern artige Schmeicheleyen vorgesagt, ihre schönen Hände verewigt, ihre Augen besungen, mit unter ein paar Takte geseufzt, zum Spaße ein wenig verzweifelt, und seine Nachbarinn Tieger und Fels gescholten hätte, weil sie so unmenschlich grausam gewesen, und ihm einen Kuß versagt. Dieses ist gemeiniglich die Sprache unsrer heutigen Dichter. Aber Phokles sang ganz anders! Er rühmte die Phillis wegen ihrer anständigen Sittsamkeit; Cleonen wegen ihrer vernünftigen Wirthschaft. Er lobte Aesinen wegen ihrer sorgfältigen Kinderzucht, wodurch sie noch die Nachwelt ihrer Stadt glücklich zu machen suchte. Er besang die Unempfindlichkeit der Callisten gegen die leichtsinnigen Bemühungen eines jungen Herrn. An Euphrosynen rühmte er, daß sie noch mehr tugendhaft, als schön wäre; und vergötterte Leonoren wegen ihrer ehelichen Treue. Wegen ihrer ehelichen Treue? Das klingt sehr altväterisch! Es kann wohl seyn; aber es ist auch schon lange, daß Phokles gestorben ist. Er starb in eben dem Jahre, als kein Lasterhafter glücklich, kein Philosoph ein Pedant, keine junge Wittwe verbult, kein junger Herr in sich selbst verliebt, kein vornehmer Mann ein Verächter der schönen Wissenschaften, kein Richter geldgierig, kein Advocat ein Lügner, kein Wuchrer niederträchtig, und noch kein Narr geehrt war. In diesem Jahre starb Phokles. Ist es also wohl ein Wunder, wenn uns seine Lobgedichte altväterisch vorkommen? Dieses muß ich noch erinnern, daß Phokles alle andre Dichter für größre Dichter hielt, als sich selbst, daß er vor Vergnügen ausser sich war, so oft er ein schönes Gedicht von einem andern zu lesen bekam; daß er in fremden Werken die Fehler andrer übersah, und entschuldigte, und

nur gegen seine eignen Schriften ein unparteyischer und unerbittlicher Richter war; daß er niemals mehr errötbete, als wenn man der Schönheit seiner Gedichte Gerechtigkeit wiederfahren ließ; und daß er aus einem kleinen Eigensinne, oder vielmehr aus einer unzeitigen Furchtsamkeit, alle Gelegenheit vermied, seine Gedichte unter die Leute, oder, wie wir es heut zu Tage nennen, auf die Nachwelt zu bringen: denn das muß man wissen, daß dieser Ausdruck damals sehr selten vorkam. Eben dieses bescheidne Mistrauen ist Ursache, daß wir von seinen Gedichten nur noch wenige Bogen übrig haben. Und dennoch nennt ihn jedermann den grossen **Phokles**!

Welcher Mischmasch! rufte **Mäv**. Ein Dichter, der durch wenige Bogen berühmt worden ist! Der gegen seine eignen Lieder unempfindlich ist! Der andre Dichter für grösser gehalten hat, als sich! Ein Dichter, der ein grosser Mann, und doch so gewesen ist, wie **Phokles**! Ist wohl was ungereimters? Ist wohl jemals etwas unwahrscheinlichers gefunden worden, als dieses? Du hast Recht, **Mäv**! Aber eben darum ist die Geschichte des **Phokles** eine Fabel; und eine Fabel wird es seyn, so bald ich der Welt ererzähle, daß du ein geschickter Dichter seyst! Dieses mag von denen Fabeln zur Probe genug seyn, die ich liefern würde, wenn ich ein Poet wäre. Es ist ewig Schade, daß ich keiner bin.

Diesen Augenblick höre ich, daß mein Hauswirth in den letzten Zügen liegt. Wenn er doch nur dasmal stürbe! Ich bin einmal in vollem Schreiben, und die Standrede würde ich doch vermuthlich thun müssen. Meine Leser sollten es auch zu geniessen haben. Ich wollte die Rede drucken lassen. Wie prächtig würde sich das ausnehmen, wenn mein Verleger diesen Titel an seinen Laden kleben liesse!

ΦΟΒΕΡΟΤΑΤΟΝ ΠΑΝΤΩΝ ΤΩΝ ΦΟΒΕΡΟΤΑΤΩΝ,

das ist:

Das fürchterlichste unter allen fürchterlichsten.

Oder:

Das unerbittliche Geschick des ungerechten Himmels

durch einen frühzeitigen Tod;

Bey der Baare

des weiland Hochedelgebohrnen, Vesten

und Rechtshochgelahrten Herrn,

Herrn N. N.

Erb- Lehn- und Gerichts- Herrn auf N. N.

berühmten Doctors beyder Rechte,

Welcher im vier und siebenzigsten Jahre seines ruhmvollen Alters, zur größten Betrübniß seiner noch jungen, und um desto mehr untröstbaren, hinterlaßnen Frauen Wittwe, und sämtlicher in die tiefste Trauer versetzten Erben, zum Schrecken aller nothleidenden Wittwen und Waisen, zum Unglücke aller Dürftigen und Verlaßnen, der ganzen Stadt zum Jammer, und zu einem unersetzlichen Verluste der edlen Gerechtigkeit, viel zu früh, doch selig, verschied.

In Gegenwart der leidtragenden Bürgerschaft und unter Begleitung vieler tausend Thränen,

in Form einer Standrede betrachtet.

Eine Fabel

von

N.

Auf Verlangen zum Drucke befördert.

Eh ich diesen Artikel von Fabeln schliesse, muß ich noch eine Anmerkung machen. Ich habe oben gesagt, daß dasjenige eine Fabel sey, was zwar möglich, aber nicht wahrscheinlich ist. Aus diesem Satze folgt, daß diejenige Erzählung den Namen einer Fabel nicht verdiene, welche **nicht allein möglich**, **sondern auch höchst wahrscheinlich ist**. Ich finde diesen Fehler besonders in den Fabeln des **Phädrus**. Die Geschichte von dem verdorbnen Schuster, welcher, um nicht zu verhungern, ein Arzt geworden war, und welcher bekannte, daß er seinen Ruhm nicht durch seine Geschicklichkeit, sondern durch die Dummheit des Pöbels erlangt habe; diese Geschichte ist so wahrscheinlich, daß ich selbst in meiner Stadt mehr, als zehen dergleichen medicinische Schuster, kenne; wenigstens sind es solche Leute, welche zu allem in der Welt ungeschickt sind, und doch die Verwägenheit haben, sich für Aerzte auszugeben. Wie wohl würden sie thun, wenn sie jedesmal über ihre Recepte die Verse schrieben:

Quantae putatis esse vos dementiae,
Qui capita vestra non dubitatis credere,
Cui calceandos nemo commisit pedes!

Sie könnten dafür die beyden griechischen Buchstaben, α und ω, weglassen. Der Verlust, den sie durch Weglassung dieser beyden Buchstaben litten, wäre zwar freylich groß, weil sie gemeiniglich weiter kein griechisch verstehen, als dieses; aber es wäre doch fein aufrichtig gehandelt.

Ich will noch eine Probe hersetzen, damit man desto deutlicher sehen könne, wie sehr **Phädrus** wider diese Regel verstossen habe. Ist wohl eine Geschichte wahrscheinlicher, als diese, daß eine häßlichgebildete Schwester sich über ihren Bruder erzürnt, welcher seine schöne Bildung gegen sie gerühmt; daß es einen jungen Menschen gegeben habe, welcher seine Gestalt im Spiegel bewundert; und daß ein Frauenzimmer um Rache geschrien, als sie wegen ihrer Häßlichkeit verspottet worden? Nimmermehr gebe ich zu, daß dieses eine Fabel sey; und wenn man mir widersprechen wollte, so

behaupte

behaupte ich, daß meine andächtige Nachbarinn, welche ihren Mann alle Wochen wenigstens einmal mit dem Pantoffel schlägt, auch unter die Fabeln gehört. Dieses aber wird man ihren geplagten Mann, der die wirkliche Existenz seiner Frau, gar zu wohl fühlt, nimmermehr bereden. Es scheint auch fast, als ob **Phädrus** seinen Fehler selber gemerkt hätte. Er spricht:

- - Illa irascitur,

Accipiens (*quid enim?*) cuncta in contumeliam.

Dieses quid enim? würde sich im Deutschen nicht besser ausdrücken lassen, als durch: **Ist das wohl Wunder? Machen es unsre Frauenzimmer nicht alle so?** Was aber unsre Frauenzimmer alle thun, das ist wohl keine Fabel.

Ich war anfänglich willens, unter diese fehlerhaften Fabeln des **Phädrus** seine fünfte Erzählung im zweyten Buche von dem geschäfftigen Müßiggange zu rechnen. Es hat mich aber ein guter Freund davon abzubringen gesucht, weil er glaubt, es sey dieses keine wirkliche Erzählung, sondern eine Allegorie, und gehe eigentlich auf die jungen Advocaten, welchen zwar wegen ihrer Unerfahrenheit noch niemand seinen Rechtshandel anvertraut, die aber dennoch gar zu gern sehr beschäfftigt aussehen wollen, und um deswillen flüchtig durch die Gasse laufen; niemals ausgehen, ohne ein Stückchen Acten im Busen zu haben; die Richterstube belagert halten, ohne hinein zu gehen; alle Bauern, die ihnen begegnen, anreden; alle Gesellschaften mit ihrem casu in terminis quälen; von ihren gewonnenen Processen so viel Aufhebens machen, als mancher junger Officier von dem letztern Feldzuge nicht thut; welche ganz erhitzt, und tiefsinnig aussehen, wenn sie Mittags um zwölf Uhr vom Rathhause kommen, damit man glauben soll, sie hätten sich mit ihrem Gegner gezankt; mit einem Worte, welche vor langer Weile sterben müßten, wenn sie nicht die Geschicklichkeit besäßen, zum Verdrusse der halben Stadt auf die geschäfftigste Art nichts zu thun. Dieses ist die Auslegung, welche mein Freund von der Fabel macht. Wie weit sie gegründet sey, will ich nicht untersuchen.

Recht wahrscheinlich kömmt sie mir freylich nicht vor. Sie klingt mir gar zu deutsch, und an statt, daß ich bey deren Erzählung mit meinen Gedanken in Rom seyn sollte; so verliere ich mich unvermerkt in meiner Vaterstadt, und sehe auf dem Rathhause und auf dem Markte eine Menge junger Müssiggänger herumlaufen, welche vor grosser Beschäfftigung, nichts zu thun, keichen. Gesetzt auch, es sey eine allegorische Erzählung; so kann ich doch nicht errathen, warum Phädrus eben nur eine gewisse Art junger Advocaten gemeint habe? Könnte es denn nicht eben so wohl auf die jungen Aerzte gehen? Wenigstens kenne ich einen, welcher so ängstlich durch die Gassen läuft, als wenn ihn die Seelen der Verstorbnen verfolgten, welche an seinen Pillen haben ersticken müssen. Er thut so unruhig, als wenn er die halbe Stadt zu einem methodischen Ende zubereiten müßte. Oft besteht seine grosse Arbeit in weiter nichts, als daß er einen Hund aufsucht, ihn zu würgen, oder Rhabarbar holt, um eine Frau zu curiren, welche der Mann durch seine Vermittelung los zu werden sucht. Dieses sind meine Zweifel, welche ich über die eigentliche Bedeutung der Erzählung aus dem Phädrus habe. Meine Leser sollen den Ausspruch thun, ob ich oder mein Freund Recht habe, ob die allegorische Erzählung auf die jungen Advocaten, oder auf die jungen Aerzte, oder vielleicht auf noch andre Arten müßiger, und doch geschäfftiger, Gelehrten gehe? Hier sind die Worte des Phädrus selbst:

> Est ardelionum quaedam Romae natio,
> Trepide concursans, occupata in otio,
> Gratis anhelans, multa agendo nihil agens,
> Sibi molesta, et aliis odiosissima.

Gl**

Ge-

Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen.*)

Mylord,

Ich bin zeither nicht im Stande gewesen, Ihnen die verlangte Nachricht von einigen besondern Umständen des swiftischen Testaments zu geben. Nunmehr habe ich Gelegenheit gefunden, von allem nähere Nachricht einzuziehen, und ich hoffe, ihre Neugierigkeit dadurch befriedigen zu können.

Es ist allerdings wahr, daß unser Swift zwölf tausend Pfund Sterlings zu Errichtung eines neuen Tollhauses ausgesetzt hat. Die Nachricht von diesem löblichen Vorhaben war schon vor seinem Tode bekannt; aber die meisten machten sich, wie auch Sie, Mylord, selbst gethan haben, unrichtige Begriffe von dieser mildreichen Stiftung. Sie glaubten, dieses Geld sey zur Verwahrung und zum Unterhalte physikalischer Narren bestimmt, welche klug seyn würden, wenn ihr Körper nicht ungesund, und ihr Geblüte nicht verderbt wäre: Allein, hierinnen betrog sich unsre ganze Stadt.

Swift, dessen Charakter Sie wohl gekannt haben müssen, beschäfftigte sich in seinem Leben niemals mit dieser Art leiblicher Narren, welche er vielmehr der Vorsorge des Magistrats, und den Händen der Aerzte und Barbierer überließ. Seine Bemühung war von einem viel weitern Umfange, und weit edler.

Die moralischen Narren lagen ihm am Herzen; Narren, welche oftmals bey gesundem Körper dennoch die gefährlichsten und ansteckendesten Krankheiten haben.

Seine

*) S. Neue Beytr. zum Vergn. des Verst. und Witzes 3 Band, 4 St. 1746.

Seine Dienstfertigkeit erstreckte sich über ganz Großbrittannien; und er hatte Lords und Schreiber in seiner Cur. Durch eine vieljährige Erfahrung war ihm bekannt, daß es mit der moralischen Narrheit eben die Beschaffenheit habe, wie mit dem Podagra, mit welchem vornehme Leute am meisten geplagt sind, Leute von geringerm Stande aber nur selten, oder doch wenigstens nicht heftig befallen werden.

Vor etlichen Jahren that man ihm so vortheilhafte Vorschläge, daß er sich zu Westmünster niederlassen, und seine Curen daselbst treiben sollte. Er hat es aber allemal auszuschlagen gesucht, weil er glaubte, er sey dieser weitläuftigen Arbeit nicht gewachsen, und die Menge der Narren sey daselbst viel zu zahlreich, als daß er sie in die Cur nehmen könnte. In Dublin gefiel es ihm am besten, weil daselbst gleich so viel Narren waren, als er bestreiten konnte. Indessen war er doch so billig, daß er Westmünster und London von Hause aus mit Recepten versorgte.

Er starb in seinem neun und achtzigsten Jahre, und doch wünschte er sich selbst, noch etliche Jahre zu leben, weil er eben im Begriffe war, mit etlichen angesehenen Patienten eine wichtige Operation vorzunehmen. Die liebreiche Vorsorge gegen seine Mitbürger verließ ihn auf dem Todbette nicht. **Simon Tuck**, sein Beichtvatter, den das Mädchen der Mylady **Wedle** und sein dicker Kopf zum Predigtamte berufen hatte, fragte ihn nur wenig Stunden vor seinem Tode: ob er freudig stürbe? Nicht recht freudig, antwortete ihm der sterbende **Swift**, ich wünschte mir wohl noch einige Zeit zu leben, da ich euch kenne, und weis, daß ihr meiner Cur vor andern bedürft.

Alle diese Umstände führe ich an, Ihnen, Mylord, zu zeigen, wie unrecht Sie gethan, daß sie geglaubt haben, **Swift** habe sein Tollhaus für hypochondrische Narren gestiftet. Seiner Vorsorge werden sich sowohl in Irrland, als Großbritannien, ganz andre Narren zu erfreuen haben. Narren, welche sich dieses am wenigsten einbilden, und welchen eben **Swift** zu frühzeitig gestorben ist.

Sie können sich hiervon noch besser überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß sich Swift in seinem Testamente auf ein Codicill berufen hat, welches man versiegelt in seinem Pulte gefunden. Es enthält die Namen derjenigen Personen, welche Swift vor andern würdig hält, in seinem neuen Tollhause zu wohnen. Er hat das Parlament ersucht, sein Testament zur Vollziehung zu bringen. Man ist itzt damit beschäfftigt, und ich hoffe Ihnen, Mylord, einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich hier das Codicill von Wort zu Wort einrücke.

Codicill.

Ich Endesbezeichneter ordne mit reifem Vorbedachte, als meinen letzten Willen, daß mein Tollhaus mit nachbenannten Personen eingeweiht werden soll, weil sie dieser Wohlthat vor allen andern bedürftig sind:

Nicolaus Earring, mein Küster würde es sehr übel nehmen, wenn ich ihn nicht zuerst nennte Er besitzt so viel geistlichen Hochmuth, daß er verdiente Lord Erzbischoff zu werden, und da er eine Verdienste um die Kirche am besten kennt, so verzweifelt er selbst noch nicht gänzlich an seinem höhern Glücke, es müßte ihm denn die Gräfinn **Yarmouth** zuwider seyn, welcher er Schuld giebt, daß sie ihm schon zweymal hinderlich gewesen, und den König **George** wider seine Person eingenommen habe. Wenn der Hof noch weiter fortfährt, unerkenntlich zu seyn; so ist er fast willens, sich zum Prätendenten zu schlagen. Er sagt seinen Freunden ins Ohr, daß er öfters an der Wahrheit seiner Religion zu zweifeln anfange, weil nach derselben unsre Geistlichen eine so unumschränkte Gewalt nicht hätten, als ihnen wohl von Rechtswegen zukäme, und weil man besonders aus den Küstern so gar wenig machte, die doch bey den Jacobiten in einem größern Ansehen stünden. Dem ungeachtet habe ich ihn bey seiner Religion in andern Punkten sehr eifrig gefunden. Er macht binnen einem Jahr weit mehr Ketzer, als **Burnet** in seinem ganzen Leben nicht gemacht hat. Den Glöckner

an

an dem Kirchspiele zu St. James hält er für einen Quäcker, weil dieser ihm einmal begegnet ist, ohne den Hut vor ihm abzunehmen; und von unserm Bischoffe schwört er bey seiner Seele, daß er ein Jacobite sey, weil dieser ihn unlängst Nicolaus, und nicht, Herr Nicolaus, gerufen. Mit einem Worte, alle diejenigen hält er für ungläubig, die ihm auf einige Art zuwider sind, oder ihm nicht mit so vieler Ehrfurcht begegnen, als er bey seinem ehrwürdigen Küsteramte fodern zu können glaubt. Um deswillen verlange ich, daß er in mein Tollhaus kommen soll, und um seinen rühmlichen Ehrgeiz recht zu befriedigen, soll Herr Nicolaus den Rang über alle andre Narren haben.

Der Lord Lavat verdient, sein Nachbar zu werden. Wenn die Ehrenstellen in der Welt nach Verdiensten ausgetheilet würden; so wäre Lord Lavat ein Kutscher. Er ist aber Lord, kraft seines Urältervaters, welcher auch Lord war. Er ist sehr beredt, wenn er auf die Tapferkeit und die Verdienste seiner Voraltern zu reden kömmt; und wen er für vernünftig halten soll, dessen Vorfahren müssen wenigstens zu Wilhelm Conquestors Zeiten schon hochgebohrne Fuchsjäger gewesen seyn. Aus dem Parlamente kömmt er allemal unzufrieden zurück, weil er, wie er vorgiebt, jederzeit überstimmt, und verhindert wird, seine heilsamen Rathschläge zum Besten des Vaterlandes geltend zu machen. Gleichwohl haben mich diejenigen, welche mit ihm im Parlamente sitzen, versichern wollen, daß er seit dem Tode der Königinn Anna nicht ein Wort gesprochen, sondern zu allen Billen stillschweigend seine Einwilligung gegeben habe. So viel ist gewiß, man findet in den Parlamentsprotocollen nicht eine einzige Protestation, die er mit unterzeichnet hätte. Es erstreckt sich seine Staatskunst weiter nicht, als auf einen Strick Hunde. In der Verfassung andrer Länder ist er ganz unwissend. Ich bin selbst dabey gewesen als in einer Gesellschaft von den Vorzügen der deutschen Reichsritterschaft gesprochen, und auf gut brittisch davon geurtheilet wurde. Lord Lavat, der uns lange zugehört hatte, machte dem ganzen Streite ein Ende. Ich, rief er,

ich

ich aber lobe mir die Herren Cantons! Denn die Cantons hielt er, nach seiner Erklärung, die er dabey machte, für eine alte adeliche Familie in Deutschland. Diese grosse Unwissenheit und Dummheit unsers Lords macht, daß ich befürchte, er sey im Stande sich, bey der nächsten Gelegenheit, zu einer Bande misvergnügter Unterthanen zu schlagen, und in der Kirche und dem Regimente große Neuerungen zu unternehmen. Das Parlament wird also Sorge tragen, ihn in meinem Tollhause sorgfältig zu verwahren.

Da in Grosbritannien die Vornehmsten des Reichs sich eine Ehre daraus machen, die Gelehrsamkeit empor zu bringen, und die Werke des Witzes zu befördern; so sehe ich nicht, wie der Lord Pallbrow verlangen kann, länger unter ihnen so frey, wie bisher, herumzugehen. Das ist ihm nicht genug, daß er selbst unwissend, und weit dümmer ist, als sein Pachter. Er macht sich so gar eine Ehre daraus, in seiner Unwissenheit zu bleiben. Bey aller Gelegenheit verfolgt er die schönen Wissenschaften, und, wenn er recht gnädig ist, so spricht er nur verächtlich von ihnen. In öffentlichen Gesellschaften lärmt er wider die Gelehrten, und dennoch wird er, weil er jährlich zwanzig tausend Pfund Einkünfte hat, und die Mylady Pallbrow sehr schön ist, auf dem Hydepark bewundert und bey Hofe geduldet. Er hält sich mit vielen Unkosten zween Sekretäre auf seinen eigenen Leib, welche weiter nichts zu thun haben, als aus vollem Halse zu lachen, so bald er den Mund aufthut, wider die Gelehrten zu schimpfen; ja, er steht im Begriffe, sich noch den dritten aus Deuschland zu verschreiben, weil er glaubt, ein Deutscher sey zum Bewundern am geschicktesten, und zu einem Jacob Pudding, welche Leute er sehr hoch hält, recht von Natur gemacht. Wenn er recht groß thun will; so versichert er mit den theursten Schwüren, daß er in seinem ganzen Leben kein gedrucktes Buch gelesen habe, als den Kalender, und den Craftsman. Gleichwohl hält er den Milton für einen rasenden Kopf, den Grafen Schaftsbury für einen mürrischen Schulfuchs, und die ganze

gros-

grosbritannische Nation für pedantisch, weil sie zugelassen hat, daß der Versmacher **Dryden** in der Abtey Westmünster begraben worden sey. Wenn Lord **Pallbrow** noch zwey Jahre in seiner Dummheit hingeht; so ist nichts gewisser, wenigstens nichts wahrscheinlicher, als daß noch gar ein Freygeist aus ihm wird. Er soll also ins Tollhaus, und zwar so bald, als nur möglich.

Seine Hochwürden, der Bischoff **O-Carry**, verdient auch ein Plätzchen darinnen. Ich glaube auch, seine Gemeine werde ihn nicht sehr vermissen, weil sie ihn sehr selten, als Bischoff, zu sehen bekömmt. Sein Capellan hat alle bischöfliche Bemühungen; Seine Hochwürden aber lassen sich aus Bescheidenheit nur an der Besoldung und den Accidentien begnügen. Er schachert wie ein portugiesischer Jude. Er assecurirt Schiffe, und wenn man glaubt, er sitze in seiner Studierstube, so steht er auf dem Boden, und sieht sich nach dem Winde um. Er leiht seine Capitalien mit grosser Vorsicht, und mit weit besserm Nutzen aus, als irgend ein Kaufmann auf der Börse thun kann. Ich bin seinetwegen oft in Sorgen gewesen, weil ich weis, daß auch der vorsichtigste Wuchrer unglücklich seyn kann. Es würde ein sehr wichtiger Punkt in unsrer Kirchenhistorie werden, wenn ihn einmal ein Wechselgläubiger bis auf die Kanzel verfolgen sollte, oder wenn dieser hochwürdige Mann Bankerott machte, und in den Schuldthurm gesperrt würde. Die armen Mitgefangenen sollten mich dauern; denn ich traue ihm zu, daß er die Allmosenbüchse sehr ungleich theilen, und allemal wenigstens den zehnten Theil für sich, als Bischoff, behalten würde. Man schaffe also diesen Wuchrer ins Tollhaus, und wenn es möglich ist auch denjenigen, welcher ihn zum Bischoffe geweiht hat.

Am dritten September waren es gleich drey Jahre, daß sich der junge Herr **Something** erhenken wollte, weil er befürchtete, daß man ihn bey der Rathswahl übergehen würde. Ich bin sehr übel damit zufrieden, daß man ihn gestört hat. Er hätte sich bey dem damaligen starken Ostwinde immer, als ein braver Britte, hängen

können; so würde das Land einen Phantasten weniger, und ich keine Sorge haben, wie ich ihn in meinem Tollhause unterbringen möchte. Dieser unmündige Knabe ist, trotz der gesunden Vernunft und seines keimenden Barts, ein Vater der Stadt geworden; und nicht die Stadt allein, sondern auch sein eigner Körper muß gewaltig darunter leiden: denn er hatte diese ehrwürdige Stelle kaum vier und zwanzig Stunden lang bekleidet, da sich auf einmal alle seine Glieder mit der größten Ernsthaftigkeit aus einander renkten. Der Kopf preßte sich zurück, und blieb unbeweglich auf dem Halse stehen. Eine Unterkehle, noch majestätischer von Ansehen, als die Unterkehle des lächerlichen Lords Plackney, unterstützte dieses Haupt, und die weise Natur erzeigte sich dadurch sehr sorgfältig, da sie wohl wußte, daß dieses Haupt von den schweren Sorgen des ganzen Stadtregiments angefüllt wäre. Seine Augen, welche seit etlichen Monaten mit nichts beschäfftigt gewesen waren, als auf der Schaubühne, mit unsrer artigen Tänzerinn, der Jungfer Poper, zu bulen; diese flüchtigen Augen wurden auf einmal finster, und er soll, wenn es wahr ist, was man von ihm sagt, sich lange Zeit hindurch vor dem Spiegel mit eben der Aufmerksamkeit in seiner ehrwürdigen Magistratsmine geübt haben, mit welcher sich einige Frauenzimmer üben, wenn sie zärtlich und reizend aussehen wollen. Aber an seinem ganzen Körper hat nichts so viel ausstehen müssen, als sein armer unschuldiger Bauch. Es war erbärmlich anzusehen, mit was für Gewalt dieser auf einmal hervorbrach. Zusehends schwoll er auf. Mehr als ein Dutzend Schneider hat er abgedankt, welche ihm alle die Kleider zu enge machten. Meister King, hat sich am längsten erhalten, und ich kann ihm bey seinem Handwerke das Zeugniß geben, daß er vor allen andern Schneidern den ansehnlichsten Magistratsbauch zuzuschneiden weis. Ein solcher prächtiger Bauch will gute und sichre Beine haben, das versteht sich von sich selbst, und wer es nicht glaubt, der darf nur unserm Herrn Something zusehen, wenn er durch die Gassen steigt.

Es geschieht dieses alles mit der behutsamsten Langsamkeit, und das Pflaster scheint unter dieser verehrungswürdigen Last zu krechzen. Dieses ist unsers Somethings Abschilderung nach dem Leben, und wer dabey noch zweifelhaft bleibt, ob er ein Narr sey, dem will ich rathen, seine Gesellschaft zu suchen. Was er spricht, das spricht er nur zweydeutig mit halben Worten. Bey den Reden andrer hört er aufmerksam und argwöhnisch zu, ob nicht vielleicht etwas wider die Polizey und den Staat geredet werden möchte. Künftiges Jahr kömmt er an das Regiment, und alsdann will er allen Unordnungen abhelfen. Er kennt die Stärke und die Schwäche des Vaterlands. Von Privilegien, alten Gerechtigkeiten, von Exempeln, wie in gleichen Fällen gesprochen worden, weis er beynahe noch mehr zu erzählen, als unsre jungen Ritter, wenn sie zum erstenmale in dem Hause der Gemeinen gewesen, und Subsidien bewilligt haben. Wer ihm zu schmeicheln weis, den versichert er seines Schutzes, und seiner väterlichen Vorsorge, und wer sich vor seinem Bauche recht tief und kindlich bückt, den würdigt er, ihm die Hand zu drücken, welches aber mit eben der zuversichtlichen Miene geschieht, mit welcher die alten Könige die Kröpfe anrührten. Dieses wird genug seyn, zu zeigen, warum ich ordne, daß Herr Something in das Tollhaus soll, und, aus Liebe zum Vaterlande, will ich, daß es noch in diesem Jahre geschehe, ehe er zum Stadtregimente kömmt.

Anfänglich war ich willens, Herrn Somethings Collegen, den guten alten Nowtell auch in mein Tollhaus zu schaffen. Man hatte mich bereden wollen, er sey an vielen Unordnungen und Ungerechtigkeiten Schuld, welche verschiednen unsrer Bürger widerfahren waren. Aber mir kamen, aufrichtig zu gestehen, alle diese Erzählungen gleich anfangs verdächtig vor, da ich den ehrlichen Nowtell genau kannte, und wohl wußte, daß er zu Schelmereyen zu dumm wäre. Nun bin ich hinter die rechte Wahrheit gekommen. Seine Frau ist an allem Schuld. Diese ist es, welche die

Parteyen verdammt und loszählt; ihr Mann aber ist weiter nichts, als ihr unwürdiger Schreiber. Dieser einsehenden Frau haben wir die neue Rangordnung zu danken, nach welcher in Dublin die Weiber der Rathmänner über alle andere Frauenspersonen den Vortritt behaupten. Nur sie ist Ursache, daß der brave Kaufmann Car = = er in den schweren Proceß verwickelt wurde, welcher ihn um sein ganzes Vermögen brachte, nicht etwan, weil seine Sache ungerecht war, sondern weil seine Frau sich an der Frau Nowtell gröblich versündigt, und in der Kirche am Altare den Rang über sie frevelhafter Weise genommen hatte. Ich habe gar niemals begreifen können, woher es gekommen, daß die geistlichen Aemter in unsrer Stadt seit einigen Jahren mit so elenden Leuten besetzt worden. Aber nunmehr begreife ich es wohl, da ich weis, daß die Frau Nowtell der göttliche Beruf ist, und diese Stellen besetzt hat. Eine alte Frau, welche ihre vertraute Herzensfreundinn ist, hat das ius praesentandi; die Frau Nowtell vocirt sie; der Rath muß sie besolden, und die Bürger behalten weiter keine Freyheit übrig, als daß sie in der Predigt gähnen, und schlafen dürfen Dieses ist noch der Rest ihrer natürlichen Freyheit, dessen sie sich auch sehr wohl zu bedienen wissen. Alles dieses hat mich bewogen, meinen gefaßten Entschluß zu ändern. Die Frau Nowtell soll die ihrem unschuldigen Manne zugedachte Stelle im Tollhause bekommen; ihr Mann aber, der durch diesen Verlust seiner Frau außer Stand gesetzt wird, ein Rathsherr zu bleiben, wird wohl thun, wenn er sein Amt von sich selbst niederlegt, sich zur Ruhe begiebt, seine Küche und Wirthschaft besorgt, und bey müßigen Stunden seine Schränke bohnt.

Da ich weiter nachdenke, an wem ich unter den auf dem Stadthause in Pflichten stehenden Personen meine Werke der christlichen Liebe ausüben könnte; so fallen mir unter den Sekretären, Schreibern und Einnehmern eine so große Menge kleiner Narren mittlern Standes ein, daß ich nicht weis, bey wem ich anfangen soll. Meine

zwölf tausend Pfund Sterlings reichen warlich nicht zu, sie alle zu unterhalten. Die Commun sollte sich billig ihrer durch eine milde Stiftung annehmen. Wie freudig wollte ich sterben, wenn ich die Hoffnung, daß dieses geschehen würde, mit ins Grab nehmen könnte! Kurz, ich empfehle diese Narren ihrem Vaterlande!

Mein Freund, **Partridge**, starb mir zu früh*; ich hätte ihn sonst in meinem Testamente gewiß nicht vergessen: Aber desto treulicher will ich für seine werthen Angehörigen sorgen. Er hat eine zahlreiche Familie hinterlassen. Lauter **Partridgen**, und politische Narren, wie ihr Herr Vater! Ich zweifle nicht, daß ich diesen guten Leuten eine unvermuthete Freude durch diesen meinen letzten Willen machen werde. So tief ihre Einsicht in die Zukunft ist, und mit so vieler Gewißheit sie alle Dinge zu bestimmen wissen, die im Staate, und in den Familien geschehen sollen: So wenig werden sie sich träumen lassen, daß ich itzt Anstalt mache, sie ins Tollhaus zu bringen. Sie sollen alle hinein, ich gebe ihnen mein Wort. Wer durch hinlängliche Urkunden darthun kann, daß er in absteigender Linie von dem weisen **Partridge** herkömmt, der soll ohne Weitläuftigkeit aufgenommen werden; und, wenn er gar ein politischer Autor ist, so soll er den Rang noch über meinen Küster haben. Ich will dieses ausdrücklich, und ordne mit gutem Vorbedachte, daß man keinen von diesen **Partridgen** übergehe. Wer diesen meinen letzten Willen freventlich übertritt, der soll, zur Strafe, schuldig seyn, ihre Schriften zu lesen, und sich von ihnen die Nativität stellen zu lassen.

N. S. Sollten die Narren aus dieser Familie gar zu häufig anwachsen; so mag allenfalls ein andrer Narr wegbleiben, nur kein Lord und kein Philosoph.

Herr **Dewlapp Esq.** hat einen so wunderbaren Charakter, daß ich lange Zeit nicht errathen können, was er eigentlich sey; endlich habe ich es herausgebracht, daß er ein Narr ist. In seiner Jugend war er der lüderlichste Junker in der ganzen Grafschaft. Dieses hin-

hinderte ihn, die geringste Kenntniß von der Religion oder von andern Wissenschaften zu erlangen. Itzt wird er in seinem drey und vierzigsten Jahre seyn, und er hat in seinem ganzen Leben noch nichts gelesen, als die geschriebnen Zeddel, welche ihm sein Koch alle Mittage bringt. Wer ihn vor der Mahlzeit spricht, so lange seine Natur sich selbst gelassen ist, der erstaunt über seine Dummheit; denn er ist nicht im Stande, drey vernünftige Worte ohne Anstoß zu reden. So bald ihm aber der Wein in den Kopf steigt, und dieses geschieht schon beym andern Gerichte; so sieht man den Herrn **Dewlapp** in seiner völligen Größe. Auf einmal wird er beredt; sein ganzer Körper denkt, und niemand hat es alsdann schlimmer, als sein Capellan. Dieser ist ihm lächerlich, weil er ein Geistlicher ist; denn ihm kömmt nichts abgeschmackter vor, als die Religion. Er läuft von Witze über, wenn er auf die göttlichen Wahrheiten zu reden kömmt; und bringt man ihn auf den Zustand der Seele nach diesem Leben, so weis er über diese Materie auf eine so feine Art zu spotten, wie ein Lohnkutscher. Herr **Dewlapp** weis gar nichts, und daher kömmt es auch, daß er nicht weis, was er aus Seligkeit machen soll: und weil er das nicht weis, so schließt er nach seiner natürlichsten Art zu denken, daß die Lehre von jenem Leben, mit unter die Mährchen von der weißen Frau, und dem Mönchen ohne Kopf gehören, mit welchen man zwar Kinder, aber keine **Esquires** zu fürchten macht. Nach dieser Beschreibung könnte man glauben, daß ich gar nicht Ursache hätte, ihn ins Tollhaus zu bringen, sondern ihn ganz sicher in seiner Freyheit dürfte herumgehen lassen, ohne zu befürchten, daß er den geringsten Schaden in der menschlichen Gesellschaft anrichten würde. Allein, er hat den Fehler, daß er reich ist, und diesen Fehler misbraucht eine Menge hungriger kleiner Geister, welche ihrem Verstande entsagen, um ihren Magen zu befriedigen. Sie beützen etwas mehr Geschicklichkeit, als ihr Wirth, den sie dadurch sehr verbindlich zu machen wissen, wenn sie seinen Gedanken eine Form geben, und sie drucken

lassen, daß sie aussehen, wie ein Buch. Dieses ist der wahre Ursprung von allen denen Schriften, die seit dreyzehen Jahren wider die Religion herausgekommen sind. Man hat immer nicht gewußt, wie es doch zugehe, daß in allen diesen Schriften so wenig Zusammenhang und Verstand sey. Aber nun wird man es wohl begreifen können, wenn man bedenkt, daß es des unwissenden und trunknen Ritters **Dewlapps** Tischreden sind, welche von seinen hungrigen Kostgängern zum Drucke befördert worden. Damit dieser Schwermerey gesteuert werde; so verlange ich, daß Herr **Dewlapp** Esq. unverzüglich ins Tollhaus komme. Da ihm hier der Wein fehlen wird; so hoffe ich, daß er die Religion unangetastet lassen soll. Er wird bey einem mäßigen Unterhalte gar nichts denken, und in seiner natürlichen Dummheit bleiben. Dieses ist, dünkt mich, für ihn, und für die Welt der kleinste Verlust. Das Parlament wird Sorge tragen, daß der dritte Theil seiner Einkünfte zur Beköstigung der kleinen Freygeister angewendet werde. Dieses wird sie, wie ich hoffe, beruhigen, und sie werden aufhören, wider die göttlichen Wahrheiten zu schreiben, da sie nunmehr weiter nicht nöthig haben, ihr Brodt damit zu verdienen.

James Diaper weis aus den göttlichen und bürgerlichen Gesetzen in bester Form Rechtens zu behaupten, daß dem Manne und nicht der Frau die Herrschaft gebühre. Er spottet also über diejenigen, welche sich aus der Posseß werfen lassen, und ihren Weibern folgen, wenn ihnen diese etwas rathen. Seine Frau ist die vernünftigste Frau von der Welt. Da sie die unordentliche Lebensart ihres Mannes kennt; so sucht sie ihn mit dem freundlichsten Zureden davon abzuziehen. Seine Verschwendung setzt sie in die Umstände, daß sie vielmals darben muß. Sie erträgt diesen Mangel mit der größten Gelassenheit. Sie bittet ihn mit Thränen, seinen Aufwand zu mäßigen, und sich seiner armen Kinder zu erbarmen. Sie hat ihn, mit Verstoßung ihres Geschmeides, zweymal aus dem Schuldthurme gerettet. Sie fällt ihm wimmernd um den Hals, da er im Begriffe steht, sich zum drittenmale ohne Rettung in densel-

ben zu bringen. Sollte Diaper zweifeln, daß seine Frau vernünftig sey? Nein, daran zweifelt er nicht; aber es ist seine Frau, und seiner Frau darf ein rechtschaffner Mann nicht folgen; denn er verlöre sonst die Herrschaft, die ihm nach göttlichen und weltlichen Rechten zukömmt. Er ist diesen Abend gesonnen, zu Hause zu bleiben; seine Frau schmeichelt ihm wegen dieses vernünftigen Entschlusses. Gleich ändert er seinen Vorsatz; er geht aus, und zwar in die lüderlichste Gesellschaft, zu zeigen, daß nur er Herr im Hause sey, und nicht seine Frau. Der Kopf thut ihm nach dem gestrigen Rausche weh; diesen Abend will er nicht trinken. Er sagt es, und giebt auf die Mienen seiner Frau Achtung. Diese Unglückselige scheint ganz freudig darüber zu seyn. Kaum merkt er es, als er sich ankleidet, und die ganze Nacht durch säuft. Er wird krank nach Hause gebracht. Das schadet nichts; er hat doch seine Herrschaft behauptet. Ist Diaper nicht ein Narr? Ich sollte es wohl meinen. Er soll ins Tollhaus!

Der junge Thomas Swallow wird sich wundern, wenn er erfahren wird, daß er in meinem Tollhause alt werden soll. Er ist in der That nicht älter, als siebenzehen Jahr; aber bey ihm kann das Alter nicht entschuldigen. Er verdient meine Vorsorge, und ich glaube, man kann nicht genug eilen, ihn dahin zu bringen. Sein Großvater war ein ziemlich elender Poet, aber doch noch erträglich, weil er nur wenig schrieb. Dessen Sohn, der Vater meines jungen Züchtlings, war schon weit schlimmer. Er schrieb Gedichte über Gedichte, so schlecht, daß selbst die Niederländer darüber spotteten; ja, was das erschrecklichste war, so ließ er seine Gedichte in einen Band zusammendrucken. Der junge Swallow, ein würdiger Erbe seines Vaters, hat schon ein ziemliches Bändchen von seinen eignen Gedichten im Manuscripte liegen, welches er zu ediren droht, so bald er mündig wird. Es ist hohe Zeit, daß man ihm Einhalt thut. Machte ich nicht bald Anstalt, ihn in Sicherheit zu bringen; so würde ich es bey unsern Kindern nicht verant-

worten können. Unsere Enkel würden noch am glücklichsten seyn; denn bis zu ihnen dürfte von seinen poetischen Werken wohl vermuthlich nichts kommen. Was für Unglück brächte ich nicht über das arme Land, wenn ich zuließe, daß durch unsern jungen Dichter sein Geschlecht fortgepflanzt würde! Es scheint, daß das Uebel in dieser poetischen Familie mit jedem Grade steigt; und sollte dieser wieder einen Sohn zeugen: Was ist gewisser zu befürchten, als daß man denselben gar an Ketten schließen, und ihm die Hände auf dem Rücken zusammen feßeln müßte, damit er nicht schreiben könnte? Da der Großvater abgeschmackt, der Sohn ein Narr war, und der Enkel seinen Vater schon itzt übertrifft: Was soll aus dem Urenkel werden? Man sperre ihn ein! Er hat es verdient, und verdient es schon dadurch, daß er die elenden Gedichte seines Vaters bewundert, und im Begriffe steht, sie mit einer Vorrede zum zweytenmale auflegen zu lassen. Er fängt schon an, seine eignen Gedichte andern vorzulesen. Auf der Gasse so gar fällt er die Leute an, und liest sie ihnen mit Gewalt vor. Er ist misvergnügt, wenn man sie nicht lobt, und unversöhnlich, wenn man sie tadelt. Ungeachtet seiner Jugend kann er doch schon schimpfen, wie ein Kunstrichter von funfzig Jahren. Was soll endlich noch daraus werden? Ins Tollhaus mit ihm! Dieses ist mein letzter Wille.

Wenn ich unsern Math. Pidgeon, diesen verschwenderischen Jüngling, fragen wollte, was mit seinem alten geizigen Oheime, Hugh Pounces, anzufangen wäre? so zweifle ich nicht, er würde mir mit der größten Ungeduld in die Rede fallen, und mich von ganzem Herzen versichern, daß sein Oheim ein Narr sey, und in mein Tollhaus gehöre. Nun getraue ich mir zwar eben nicht, zu läugnen, daß Pounces ein Narr sey, wenn ich sehe, daß er alle ersinnliche Anstalt macht, auf dem Geldkasten Hungers zu sterben, und sein Vermögen dem jungen Pidgeon zu hinterlassen, welcher in einem Tage mehr verthun wird, als er in einem ganzen Jahre erkargen können. Aber doch kann ich mich nicht entschließen, ihn

in mein Tollhaus zu nehmen. Ich werde billiger seyn, wenn ich diese Stelle unserm leichtsinnigen Jünglinge einräume. Es ist in der Philosophie noch eine große Streitfrage, welcher von beyden der größte Narr sey? Derjenige, welcher bey seinem mistrauischen Alter, als ein reicher Geizhals, verhungert? Oder ein unbesonnener Jüngling, welcher ein Vermögen, das er nicht erworben hat, muthwillig durchbringt, damit er im Alter aus Armuth Hungers sterbe? Wenigstens ist jener dem gemeinen Wesen nicht so sehr zur Last, da im Gegentheile die Obrigkeit sich genöthiget sieht, diesen entweder, als einen Räuber, zu hängen, oder, als einen ehrlichen Bettler, im Hospitale zu ernähren. Ein Geizhals, welcher sich von seinem Geldkasten niemals zu weit entfernt, ist gewisser maaßen schon eingesperrt. Warum soll ich ihn in meinem Tollhause verschließen? Ich will also, man bringe den jungen Math. Pidgeon dahin. Hier soll er bleiben, bis er dreyßig Jahr alt ist. Müßig darf er nicht gehen; denn eben dieses ist sein Unglück. Er soll weder Mittags noch Abends etwas zu essen bekommen, wenn er nicht vorher mit seiner Hand so viel verdient hat, als sein Essen kostet. Auf solche Weise wird er erfahren, wie schwer es sey, seinen Unterhalt zu verdienen. Man gebe ihm seines Oheims Intereßrechnungen, diese soll er calculiren, damit er rechnen lerne. Ich hoffe, wenn man ihn so weit bringt, daß er arbeitet und rechnet; so wird man ihn im dreyßigsten Jahre seines Alters ohne Bedenken wieder frey lassen, und ihm das Vermögen seines Oheims anvertrauen können. Ich meine es recht gut mit ihm, und bin gewiß, das Vaterland wird es dereinst erkennen, daß ich ihm einen guten Bürger gezogen habe.

Ueber wen das Unglück es verhangen hat, in der Nachbarschaft der erbaulichen Sara Knidly zu wohnen, der wird sich nicht wundern, wenn er sie in meinem Codicille findet. Ihr Haus ist einem verwünschten Schlosse, und sie einem Poltergeiste ähnlich, der alle Menschen quält, die ihm nicht ausweichen können. Wer es vermeiden kan, der hütet sich wohl, mit ihr unter einem Dache zu

 wohnen.

wohnen. Den ganzen Tag spukt sie im Hause herum. Nirgends poltert sie ärger, als in der Küche, und niemals ist ihre Gegenwart gefährlicher, als wenn sie herumgeht, und Psalme brummt. Ihre unglückliche Magd hat es empfunden, und es ist nicht lange, daß dieselbe beynahe ihr rechtes Auge über dem sechsten Psalme verloren hätte; denn das andächtige Gespenst murmelte eben den Schluß desselben her, als die Magd aus Unvorsichtigkeit das Salzfaß verschüttete, und um deswillen von den bußfertigen Händen ihrer frommen Frau in voller Andacht etliche Ohrfeigen bekam. Die ganze Gasse, in der sie wohnt, wird öde, und ich habe gefunden, daß seit sechs Jahren, (denn so lange ist Sara Knidly eine Wittwe,) die Miethen um die Hälfte des Preises gefallen sind. Wer es vermeiden kann, unter ihrem Fenster wegzugehen, der thut es gern, und nimmt lieber einen Umweg; denn, wen sie mit ihren Augen erreicht, der ist ohne Barmherzigkeit verdammt. Sie glaubt, und glaubt es ganz gewiß, daß der langmüthige Himmel, bloß aus Hochachtung für sie und ihre andächtige Seele, das Viertheil der Stadt, in welchem sie wohnhaft ist, noch zur Zeit verschont, und verhindert habe, daß die Erde ihren Rachen nicht aufgethan, die böse hoffärtige Rotte zu verschlingen. Unterdessen wünscht sie es doch vielmals, und zankt mit dem langmüthigen Himmel alle Morgen in ihren Gebeten, wenn sie aufsteht, und sieht, daß noch Leute um sie herum wohnen, welchen es wohl geht, und daß er nicht zum wenigsten die Frauenzimmer ihrer Gasse in ihrer sündlichen Eitelkeit, andern zum Schrecken, und ihr zum freudigen Troste, diese Nacht über mit Schwefel und Peche vertilgt hat. Denn wir Mannspersonen, wir haben noch in ihren erbarmenden Augen einigen Vorzug; und ich hoffe gewiß, wenn die erschrecklichen Gerichte, mit denen sie alle Stunden droht, hereinbrechen werden: So wird sie sich vom Himmel wenigstens etliche ausbitten, die er ihr zum sonderbaren Troste erhalten soll. Ich ersuche das Parlament, sich dieser Heiligen mit aller möglichen Vorsicht zu bemächtigen, damit sie nicht entwische,

oder aus Andacht etlichen die Hälse breche, welche sich ihrer Person versichern wollen. Sie soll in dem abgelegensten Winkel des Tollhauses eingesperrt bleiben, damit sie die andern Narren nicht närrischer mache. Wäre einer von diesen Narren gar nicht zu bändigen; so soll er zur Strafe vier und zwanzig Stunden zu ihr in die Zelle gesperrt werden. Es ist eine grausame Strafe, ich gestehe es; aber sie soll auch nur in schweren Verbrechen statt haben. Man wird Achtung geben, daß ein solcher Verbrecher niemals mit ihr allein gelassen werde. Ein Zuchtmeister soll in der Thüre stehen bleiben. Denn ich weis, daß sie bey aller ihrer Andacht sehr viel irrdische Wünsche hat, und niemals leichter zu überwinden ist, als wenn sie über die Schwachheit der andern seufzt. Man bedenke nur, was für ein Unglück daraus entstehen könnte, wenn der Freygeist, Herr **Dewlapp Esq.** und die andächtige **Sara Knidly** zusammen gesperrt würden, und durch die Einsamkeit in Versuchung geriethen, ihr Geschlecht zu vermehren. Ersäufen müßte man die junge Brut! Den Augenblick müßte man sie ersäufen! Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß etwas abscheulicher und gefährlicher wäre, als ein Kind, dessen Vater ein dummköpfiger Freygeist, und die Mutter eine verläumderische Betschwester ist. Man hüte sich also ja wohl, und verwahrlose das arme Land nicht mit einer so widernatürlichen Misgeburt.

Ich weis nicht, woher der muthwillige Knabe, **Jacob Halley**, von meinem Vorhaben, ein Tollhaus für lächerliche Narren zu stiften, etwas erfahren haben mag. Vor einiger Zeit, als ich eben im Begriffe war, diesen meinen letzten Willen zu entwerfen, trat er mit einer ungezognen Miene in mein Zimmer, und versicherte mich auf eine recht vertraute Art, daß er mir hierinnen sehr nützlich seyn könnte, wenn ich seinen Rath annehmen wollte. Vor seinen Augen, sagte er, könnten sich die Thorheiten der Menschen nicht verstecken. Er kenne sie alle, er verfolge sie aufs schärfste, und die Liebe zur Wahrheit sey bey ihm so stark, daß er sich selbst nicht schonen würde,

wenn

wenn er etwas lächerliches oder thörichtes an sich wahrnehmen sollte. Zugleich übergab er mir eine Rolle, in welcher, wie er sagte, der Kern aller Narren in Dublin verzeichnet wäre, und bat mich ich möchte bey meiner Stiftung diese Leute ja vor allen andern mir bestens empfohlen seyn lassen. Ich fand auf dieser Rolle zehen Personen, und erstaunte, als ich sahe, daß gleich die ersten fünfe, davon Geistliche waren, deren Lehren so vernünftig sind, und deren Lebensart so erbaulich ist, daß sie wohl verdienten, selbst in den Augen der Narren und unsrer kleinen Religionsspötter ehrwürdig zu seyn. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, daß er diese Männer des Tollhauses würdig hielte; ich fragte ihn um die Ursache. Die Antwort aber, die ich erhielt, war ein lautes unverschämtes Lachen, und er hatte das Herz, mich zu fragen, ob ich nicht wüßte, daß die fünf Männer Geistliche wären, und daß die Geistlichen ‥ ‥ Ich fiel ihm so gleich in die Rede, weil ich merkte, daß er sich anschickte, diesem verehrungswürdigen Stande alle diejenigen Fehler zur Last zu legen, welche von einigen wenigen begangen, und an unzählig andern Personen weltlichen Standes nicht einmal wahrgenommen werden. Der sechste Narr war sein Stiefvater, ein vernünftiger und redlicher Mann, denn er aber um deswillen für einen Narren hielt, weil er sich hätte entschließen können, in seinem Alter die Thorheit zu begehen, und seine Mutter, eine mürrische geizige Frau, und abergläubische Betschwester zu heirathen, welche durch ihre verdrüßlichen Lehren und altväterischen Klagen über den großmüthigen Aufwand der muntern und ehrliebenden Jugend, wie er es nennte, schon längst verdient hätte, die siebente Stelle in dieser Narrenrolle einzunehmen. Da dieser rasende Jüngling seines Vaters und seiner Mutter nicht geschont hatte; so dürfen drey seiner Lehrer sich nicht wundern, wenn sie erfahren werden, daß er an ihre Versorgung auch gedacht, und sie unter seine Narrencandidaten gesetzt hatte. Er gab sie für unerträgliche Pedanten, lateinische Wurmkrämer, und ich weis nicht, für was mehr aus. So viel

ich

ich merken konnte, mochte es wohl eine ganz andre Ursache, und vielleicht diese seyn, daß sich diese redlichen Männer aus wahrer Liebe und mit etwas mehr Ernsthaftigkeit, als dieser Spötter vertragen konnte, hatten angelegen seyn lassen, ihn vernünftig zu machen. Ich schließe dieses unter andern daraus, daß er sich gegen mich beschwerte, einer von diesen Lehrern habe das Herz gehabt, ihm zu sagen, daß die Jugend die Bosheit nicht entschuldige, daß ein Jüngling, welcher frech genug sey, seiner Lehrer zu spotten, in seinen ältern Jahren gemeiniglich das Unglück habe, als ein Rebell zu sterben, und daß die Spötterey eines Jünglings nicht witzig seyn könne, so lange dessen Herz boshaft sey. Dieser Vorwurf schmerzte ihn darum, weil er ihn nicht verdiente, denn nur seine redliche Freymüthigkeit, sagte er, erweckte die Milz seiner Lehrer, und er tadelte nicht die Person seiner Lehrer, sondern nur ihre Thorheiten wären ihm lächerlich und er würde nicht aufhören zu sagen, daß sie Narren wären, so lange es noch jemanden gäbe, der die Wahrheiten hören wollte. Man kann glauben, daß ich über die Verwägenheit dieses jungen Menschen ganz erstaunt war; und weil er versprach, mir noch mit mehrern Narren zu dienen, wenn ich es verlangen sollte, so hielt ich es für dienlich, ihn mit einer verstellten Gelassenheit zu versichern, daß ich mir seinen Eifer zu Nutze machen, und solche Veranstaltungen treffen wollte, daß des Vaterlands Bestes beobachtet werden, und er die billigste Belohnung dafür erlangen sollte. Ich habe ihm einen versiegelten Brief gegeben welchen er, nach meinem Tode, den Vorstehern des Testaments selbst einhändigen soll. Ich ersuche also diese Herren, demjenigen aufs genaüste und sonder Verzug nachzukommen, was sie in diesem versiegelten Schreiben veranstaltet finden werden.

Weil ich nicht weis, wie lang ich leben möchte, und ob es nicht gar geschehen könnte, daß ich einige von meinen Narren wohl noch überlebte; so will ich, zu Vermeidung aller Schwierigkeiten, hier einige Recruten zu meinem Tollhause vorschlagen. Ich habe weiter nichts nöthig, als nur ihre Namen zu nennen; man wird

sie

sie so gleich kennen, wenigstens werden sie leicht zu erfragen seyn. Hier sind sie: Johann Gale, Lady Flower, O-Säfety, Carl Brackfest, Catharina Buckey, John Sun Martin Fläce, Caspar Wickstaff, William Knall, und der Moralist Richard Kinsmann.

Vor allen andern die in mein Tollhaus gehören, sollen die Irrländer den Vorzug haben. Nach ihnen folgen unmittelbar die Britten. Für die Deutschen soll man einen besondern Flügel bauen, und die Sachsen sollen, als unsre alten Landsleute, zuerst untergebracht werden. Ich kenne deren eine ziemliche Anzahl, welche auf meine milde Stiftung einen billigen Anspruch machen können. Etliche davon habe ich in beyliegendem Promemoria aufgezeichnet. Das Parlament wird für diese guten Leute sorgen, doch unbeschadet den Narren unsers lieben Vaterlandes.

Dieses ist mein letzter Wille, und das Parlament wird dahin sehen, daß derselbe aufs genauste erfüllt werde. Ich bin nicht im Stande, ihnen diese Mühe zu vergelten, ohne meinen Narren an ihrem Gehalte Abbruch zu thun. Das einzige, was ich thun kann, ist dieses, daß ich, als ein Patriot, wünsche, daß niemals ein Narr auf ihren Wollsäcken sitzen möge. Ein guter Wunsch, der vielleicht so gar unmöglich nicht ist, als er wohl scheint! Dublin am $\frac{17}{28}$ Brachmonats 1745.

(*L. S.*)

D. Jonathan Swift.
meine Hand.

Hier haben Sie, Mylord, eine getreue Abschrift von dem Swiftischen Codicille. Sie können sich darauf verlassen; ich habe sie selbst gegen das Original gehalten. Sie können kaum glauben, mit wie viel Sorgfalt das Parlament bemüht war, sich des letzten Segens unsers Swifts theilhaftig zu machen, und dieses Codicill in allen seinen Clauseln und Punkten zur Erfüllung zu bringen. Das erste, was man that, war dieses, daß man sich der

ange-

angezeigten Narren zu bemächtigen suchte. Die Lords Cavat und Pallbrow stellten sich abscheulich ungeberdig, und der erste würde sich gar nicht gegeben haben, wenn man ihn nicht zu bereden gesucht hätte, daß in dieses Tollhaus kein Narr käme, der nicht wenigstens sechzehn Ahnen hätte. Dieses einzige beruhigte ihn gewisser maaßen; denn er hoffte auf solche Art eine zahlreiche und ansehnlich Gesellschaft zu finden.

Der Bischoff O = Carry wollte Feuer vom Himmel fallen lassen, weil das Parlament so ruchlos wäre, und einen Mann des Herrn antastete. Aber eben hieraus sahe man, daß Swift Recht gehabt hatte, und Seine Hochwürden mit Leib und Seele ins Tollhaus gehörten. Der Küster, Herr Nicolaus, machte nicht viel Umstände, so bald er nur vernahm, daß er den Rang über den Bischoff haben sollte.

Herr Something, so sehr er auch anfangs erschrack, faßte sich doch, da man ihm versprach, daß er der Polizey im Hause vorstehen, und mit der Frau Nowtell wechselsweise das Regiment führen sollte. Die Frau spie Feuer, als man sie abholen wollte. Zu ihrer Beruhigung ist ihr versprochen worden, daß sie die Erlaubniß haben sollte, nach Ableben des Küsters und Bischoffs zween andre Candidaten zu vociren.

Des Dewlapp Esq. konnte man sich leicht bemächtigen; denn man gieng nach Tische zu ihm, da er besoffen war, und schlief. Man will für gewiß sagen, daß er seitdem beständig geschlafen, wenigstens thut er so träumend, wie ein Mensch, der im ersten Schlafe gestört wird, und daran mag wohl seine gute natürliche Dummheit Schuld seyn. Seine Kostgänger scheinen sich zu beruhigen, da sie hören, daß sie von dem dritten Theile seines Vermögens unterhalten werden sollen. Es ist große Hoffnung da, daß sie wieder klug werden dürften. Der eine hat sich schon eine Bibel gekauft, worinnen er allemal nach Tische ein paar Blätter liest, und sich wundert, wie er spricht, daß in diesem Buche so viel vernünftige Sachen stehen, welches er vorher niemals geglaubt hätte.

Ja=

James Diaper hat appellirt, und behält sich vor, seine rechtliche Nothdurft weiter auszuführen. Inzwischen hat man ihn doch eingesperrt; aber seine arme Frau ist ganz trostlos. Der junge Thom. Swallow saß eben an seinem Pulte, machte ein Sinngedichte unter sein Conterfay, welches er vor den ersten Band seiner künftigen Werke setzen wollte. Man gab ihm Feder und Dinte mit in sein Gefängniß, und dieses schien ihn sehr kräftig zu trösten. Math. Pidgeons schrie über seinen alten geizigen Oheim, dem er sein Unglück zuschrieb. Er hat recht flehentlich gebeten, ihm alle Mahlzeiten wenigstens nur eine Flasche Pontack zu geben. Es ist ihm aber abgeschlagen worden, er müßte sie denn mit seiner Handarbeit verdienen lernen.

Nichts war lustiger, als die Gefangennehmung der frommen Sara Knidly. Die Wache traf sie eben über ihrer Andacht an. So bald sie hörte, was man wollte, schmieß sie dem Notarius mit dem Gebetbuche ein Loch ist den Kopf, und zerzauste ihm die Perücke. Dem Stockmeister kratzte sie in Gottes Namen ein Auge aus, und einen Parlamentsschreiber, welcher von ihr ein wenig zu weit, und in der Thüre stund, übergab sie dem Teufel. Aber alles half nichts, sie mußte fort, und was ihr ganz unbegreiflich vorkam, war dieses, daß der Himmel nicht, ihr zu Ehren, mit Donner drein schlug. Itzt sitzt sie, und betet, und singt, und hofft, durch ihre unermüdete Andacht es gewiß noch so weit zu bringen, daß den Herren des Parlaments die Zungen im Halse verdorren sollen; denn der Herr, spricht sie, verläßt die Seinen nicht. Drey Tage hinter einander haben die Nachbarn ihrer Gasse Freudenfeuer angezündet, und es ist so lebhaft darinnen, als sonst niemals. Der Preis der Miethen steigt; nur in ihrem Hause getraut sich noch niemand zu wohnen.

So bald der muthige Knabe, Jacob Halley, Swifts Tod erfuhr, und hörte, daß man sein Testam nt öffnete: So meldete er sich, und übergab den versiegelten Brief; in der gewissen Hoff-

nung,

nung, eine rechte Belohnung seines Witzes zu erlangen. Man öffnete ihn in seiner Gegenwart, und fand folgendes darinnen:

„Das Parlament wird von mir Endes unterzeichneten ersucht, „sich der Person des Jacob Halley, der ihnen dieses Schreiben „versiegelt einhändigen wird, zu versichern. Man wird aus mei„nem Codicille gesehen haben, wie groß die Bosheit dieses Jüng„lings schon itzt ist, und ich überlasse der weisen Einsicht des Par„laments, zu urtheilen, wie schädlich derselbe künftig dem Va„terlande seyn könnte, wenn er fortfahren sollte, diejenigen für „Narren zu halten, welche die Hochachtung des ganzen Landes „verdienen. Es ist zu befürchten, daß er nimmermehr zu bessern „seyn werde, da er seine hämische Bosheit für Liebe zur Wahrheit, „und seine schmächsüchtige Wut für satirischen Witz hält. Seine „Raserey, welche er bey seinen Aeltern und Vorgesetzten anfängt, „wird bis an den Thron des Königs dringen, und eher nicht auf„hören, bis sie das Heiligste seiner Religion befleckt hat. Er ist „nicht würdig, in mein Tollhaus zu kommen. Ich ordne, daß „man ihn in das allgemeine Zuchthaus zu denen Uebelthätern brin„ge, welche mit ihm die Geißel verdient haben. Ich bestimme „hierzu zweyhundert Pfund, welche nach dem Tode dieses Unsin„nigen dem Zuchthause heimfallen sollen. Ich verordne solches, „kraft dieses als meinen letzten Willen.„

Jonathan Swift.

Man las ihm diesen Brief vor. Er erstaunte, als wenn er aus den Wolken fiele. Er wollte seine guten Absichten herausstreichen; aber man ließ ihn nicht weiter reden, sondern eilte mit ihm ins Zuchtshaus. Itzt schimpft er Tag und Nacht, und das Parlament ist Willens, ihm einen Beißkorb machen zu lassen.

Beynahe hätte ich vergessen, zu sagen, daß man bereits drey Abkömmlinge des Partridge ausfündig gemacht hat. Der eine ist ein Barbier in der St. James Straße, bey welchem man einen Stammbaum des Prätendenten mit politischen Anmerkungen, und

eine Schutzschrift für den Ritter St. George gefunden hat. Diese Schrift mag ziemlich gefährlich seyn; aber sie ist so verwirrt abgefaßt, daß man sie nicht verstehen kann. Der zweyte ist ein caßirter Fähndrich, welcher in der Schlacht bey Fontenoy für gut befunden hat, seine Person in Begleitung zweener holländischer Officiere gleich im Anfange des Treffens in Sicherheit zu bringen, und um deswillen vom Regiment gejagt worden ist. Er hatte ein Plan von der Schlacht bey Dettingen bey sich, worinnen er die Fehler gezeigt, die damals die alliirte Armee begangen, und dadurch verhindert haben sollte, daß sie nicht gerades Weges selbst vor Versailles rücken, und solches überrumpeln können. Der dritte ist ein Schuster, welcher eine Prophezeihung verkauft, daß im Jahr 1746 das päbstliche Reich untergehen, Ludwig der funfzehnte von Husaren gefangen, der Schach Nadyr in Paris einfallen und das Leder so theuer werden sollte, als es seit der Königinn Elisabeth Zeiten nicht gewesen.

Mit Aufsuchung der Narrenrecruten wird es schon etwas mehr Mühe und Vorsicht kosten. Man hält inzwischen diesen Artikel des Codicills so geheim, als nur möglich ist, und man hat auf die Narren ein wachsames Auge, damit keiner entwische. Wo man wegen Aehnlichkeit der Namen zweifelhaft ist, da werden gewisse Aufseher gehalten, welche auf ihre Handlungen Acht haben müssen. Man kann noch bis diese Stunde nicht erfahren, wer der Joh. Gale ist, und es steht ein Preis von 10 Pfund darauf, wer ihn entdeckt. Mit der Lady Flower hat es seine gute Richtigkeit. O-Safety wird genau beobachtet. John Sun, der wider sein Vermuthen etwas vom Codicille erfahren, hat sich selbst angegeben, und bittet, ihn anzunehmen, damit er von seiner bösen und verschwenderischen Frau wegkomme. Man untersucht die Sache. Die Frau sieht noch ganz reinlich aus; sie hat ein paar große schwarze Augen, und die Meinungen der Richter sind schon getheilt. Dem Gerichtsschreiber hat beym letzten Verhör ihr Busen gefallen; man glaubt,

glaubt, der Mann werde Unrecht behalten. Sie war sonst seine Köchinn, und er heirathete sie bloß wegen ihres guten ehrlichen Gemüths. Es giebt in Dublin zween Caspar Wickstaffs. Man ist lange zweifelhaft gewesen, welcher gemeint sey. Der eine wohnt bey Williams Caffeehause, der andere auf der Fleet-Straße. Man hat den ersten im Verdachte, weil er sich gewisse Gratulanten hält, die ihm viel gutes vorsagen, und alle Jahr ein paarmal wünschen müssen, daß der Himmel dieses theure Haupt noch lange Jahre hindurch bey hohem Wohlseyn erhalten wolle. Die übrigen Narren sind von keiner Wichtigkeit, ausgenommen ein paar Autores.

Das Parlament hat zu Erbauung eines Tollhauses einen schönen Platz ausgelesen, welcher unweit des Hafens gelegen, und zeither der Tummelplatz unsrer jungen Herrchen und witzigen Stutzer gewesen ist. Die Wahl ist gut; denn auf solche Art bleibt dieser Platz gewisser maaßen noch ferner, was er gewesen ist. Für eine gewisse Art Reimer, die sich unter einander geistvolle Poeten nennen, wird noch ein schmahler Gang am Hafen ledig und ungebaut gelassen. Er soll aber mit einer Planke verwahret werden, damit kein Unglück geschehe. Ich sollte nicht meinen, daß es nöthig sey; denn, aus ihren Versen zu urtheilen, scheint es eben nicht, daß sie sehr tiefsinnig seyn müssen. Doch kann die Vorsicht nicht schaden.

Der Riß ist schon zu dem Seitengebäude gemacht, welches für die Deutschen bestimmt ist. Um sich bey diesem Volke ein größeres Vertrauen zu erwerben, hat man ihn von einem Franzosen verfertigen lassen, und die Aufführung des Baues soll auch an einen Franzosen verdungen, kurz, alles französisch werden. Ich habe hier etliche Deutsche gesprochen, welche darüber sehr vergnügt sind. Die Vorsorge des Parlaments geht noch weiter. Es ist ein Project gemacht worden, wodurch man im Stande zu seyn hofft, eine große Anzahl dieses Volks unterzubringen, und unterhalten zu können. Man hat bereits bey einigen deutschen Höfen unter der

Hand auszuwirken gesucht, daß ein jeder ihrer Unterthanen, besonders derjenigen Gelehrten, welche das Ansehen haben wollen, weit klüger zu seyn, als andre, zehen und mehr Reichsthaler zu dieser Stiftung beytragen, und dagegen eine Quittung in Form eines Attestats bekommen soll, daß er ein großer berühmter, vernünftiger, und gründlichgelehrter Mann sey, und seinen Verstand mit so und so viel Thalern gelößt habe. Die Namen dieser Subscribenten sollen gedruckt werden, und niemand soll alsdann bey schwerer Strafe befugt seyn, an ihrer Klugheit im geringsten zu zweifeln. Hierdurch hofft man erstaunende Summen aufzubringen. Das Parlament sieht es zwar zum voraus, daß die größten Narren am meisten dazu steuren werden, um recht klug zu scheinen. Aber es thut nichts. Es ist doch wenigstens dazu gut, daß sie auf solche Art ihre Collegen ernähren helfen.

Man giebt sich von Seiten Frankreichs viel Mühe, daß die dasigen Narren auch aufgenommen werden möchten, und der Herr von Hoey soll ein sehr nachdrückliches Empfehlungsschreiben herüber gesendet haben. Es ist ihm aber rund abgeschlagen worden. Und dieses mit Rechte. Denn unsre Nation ist durch gegenwärtigen Krieg ziemlicher maaßen erschöpft, und daher nicht im Stande, eine so ungeheure Menge französische Narren zu unterhalten.

Ich habe die Ehre zu seyn,

Mylord,

Dero

Dublin,
am $\frac{10}{21}$ März 1746.

gehorsamster Diener,

Richard D'Urfey. Esq.

N. S.

Sie werden entschuldigen, Mylord, daß ich Ihnen das Promemoria nicht mit beygelegt habe, worinnen Swift diejenigen Deutschen genennt, die er für würdig hält in sein Tollhaus zu kommen. Es ist etwas weitläuftig, und das Packet möchte gar zu stark werden.

Nachricht
von einem
Schlüssel zu Swifts
Codicille. *)

Leipzig.

Bey Boetius Erben unterm Rathhause ist zu haben; Schlüssel zu D. Jonathan Swifts Codicille; in Octav $3\frac{1}{2}$ Bogen. Wir haben in einer Monatsschrift vor einiger Zeit ein Schreiben eines Richard d'Urfey Esq. an einen Mylord erhalten, worinnen von D. Jonathan Swifts letztem Willen wegen Erbauung eines Tollhauses für moralische Narren umständliche Nachricht gegeben, und zugleich Swifts Codicill eingerückt worden ist.

Der Verfasser des Schlüssels, welcher vermuthlich nicht eher ruhig schlafen können, bis er $3\frac{1}{2}$ Bogen von sich gegeben, macht sich diese Mühe dadurch leicht, daß er uns einen Auszug vom Codicille liefert, welcher fast einen Bogen einnimmt. Er redet von der Satire überhaupt, und insbesondere, und macht ein trocknes Gewäsche von dem, wozu man wirklich keinen Schlüssel braucht. Dieses bahnt ihm ganz natürlicher Weise einen nähern Weg zu sei-

*) Diese Nachricht ist in den öffentlichen Zeitungen im Jahre 1746 eingerückt gewesen.

seinem Vorhaben. Er erzählt, daß man zeither in verschiednen Gesellschaften zweifelhaft gewesen, ob dieses Codicill, und das ganze Schreiben des Esau. eine Uebersetzung aus dem Englischen, oder nicht vielmehr nur ein deutsches Original sey?

Hierzu braucht er zwey Blätter, ehe er die wichtige Entdeckung macht, es sey in der That nur ein deutsches Original.

Nunmehr hat er gewonnenes Spiel. Er folgert hieraus recht freudig, daß alle die Namen, welche im Codicille stehen, nur erdichtete Namen sind. Dieses hat ihn aufmerksam, und argwöhnisch gemacht. Er hat herumgesonnen, wer unter diesen erdichteten Namen versteckt seyn müsse? Und endlich hat er es glücklich errathen.

Ihm haben wir es nunmehr zu danken, daß wir wissen, was für deutsche Ehrenmänner unter dem Namen der Lords verborgen liegen. Den Lord Pallbrow kennt er, und nennt uns so gar den Rittersitz, auf dem Ihre Excellenz wohnen. Den jungen Rathsherren Something hat er gleich vom weiten am dicken aufgeblähten Bauche erkannt. Er glaubt, er sey nach dem Leben getroffen, und er lasse mit ihm bey einem Schneider arbeiten. Der Bischoff O-Carri sey kein rechter Bischoff, aber sonst bekannt genug. Was uns am bedenklichsten geschienen hat, ist die Entdeckung von dem unsinnigen Dichter Thomas Swallow. Es steht im Codicille ausdrücklich, daß er noch nicht mündig sey, und der Verfasser des Schlüssels nennt ihn doch virum clarissimum. Wie wenig räumt sich das zusammen? Mit einem Wort; er hat alles auspunctirt, so gar, wer Johann Gale ist, den er für einen Thorschreiber hält.

Wir lassen alle diese Vermuthungen an ihren Ort gestellt seyn, sowohl als den Namen des Verfassers dieses Swiftischen Codicills, welcher uns sehr umständlich angezeigt, und so gar dessen Amt, so er gegenwärtig bekleidet, gemeldet wird.

Wir nehmen uns die Freyheit, nur etwas zu erinnern.

Es ist eine Beleidigung für einen vernünftigen Satirenschreiber, wenn man glaubt, daß die Namen, deren er sich in seinen Charakteren bedient, nur auf gewisse einzelne Personen gehen müssen. So enge Gränzen hat nur ein Pasquill; eine Satire ist viel allgemeiner. Wenn ich den Herrn Something nenne; so meine ich wohl zwanzig hochmüthige Narren auf einmal, und wir getrauen uns, zwischen Leipzig und Hamburg mehr, als ein Dutzend lächerliche Swallows zu finden.

Noch eine größere Beleidigung ist dieses, daß er den Namen des Verfassers vom Swiftischen Codicille nennt. Wir haben Ursachen, an der Richtigkeit dieses Angebens sehr zu zweifeln; und wäre es auch richtig, so können wir es mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer Unhöflichkeit belegen, daß er es wagt, einen Mann zu nennen, den vielleicht sein Amt, oder andre Ursachen, bewegen, sich noch zur Zeit verborgen zu halten

Weil in dem Swiftischen Codicille, und beym Schlusse des Briefs eines Promemoria gedacht wird, in welchem Swift diejenigen Deutschen genannt, welche in seinem Tollhause aufgenommen werden sollen; so hat der Verfasser des Schlüssels solches auch zum Drucke befördert. Es ist fünf Bogen stark, sehr enge gedruckt, und besteht aus lauter Namen; im übrigen ist es auch bey Boetius Erben zu bekommen.

Nicolaus Stefgen in Augspurg ist itzt beschäfftigt, die in diesem Promemoria benannten Candidaten des Swiftischen Tollhauses, wovon beynahe zwey Drittheile Gelehrte sind, in Kupfer zu stechen, wobey er bittet, daß diejenigen, so sich in Alongenperucken zu sehen wünschen, sich binnen hier und Ostern melden möchten.

Noch zur Zeit sind wir nicht im Stande zu urtheilen, ob dieses Promemoria authentisch sey? Ganz unwahrscheinlich ist es nicht, und wir finden eine ziemliche Menge Narren darunter, welche uns

und der Welt dafür bekannt sind. Es stehen aber viele darinnen, die wir zum erstenmale kennen lernen, und der Verfasser des Schlüssels hat sich bey uns sehr verdächtig gemacht.

Rechtliches Informat
über die Frage:
Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfsteuer zu ziehen sey?
Bey der Magisterpromotion eines Freundes im Jahr 1743 gefertigt.

Meinen freundlichen Dienst zuvorn.

Ehrsamer, und Namhafter, Günstiger Herr und guter Freund!

Als derselbe mir eine umständliche Speciem facti, nebst copeylich angefügten Nachrichtungen, Diplomatibus, und andern dahin einschlagenden Urkunden sub ☉ Z. == || - et Δ. zugeschickt, und dabey seine billige Besorgniß geäußert:

Ob ein Poet gleich andern vernünftigen Creaturen mit Steuern beleget, zu deren Verrechtung im Weigerungsfalle durch nachgelassene Zwangsmittel angehalten, und also nach der Verfassung hiesiger Lande, unter andern zum Kopfsteuern gezogen werden möge?

auch dießfalls meine Rechtsbelehrung darüber gebeten.

Dem-

Demnach erachte ich nach fleißiger Verlesung und Erwägung in Rechten gegründet, und zu erkennen zu seyn:

Daß ein Poet qua talis keinesweges mit Steuern zu belegen, noch der zeitherigen Verfassung entgegen, zu Register zu bringen, oder zu catastriren, am mindesten aber mit Nachdrucke zu terminlicher Verrechtung der fälligen Kopfsteuer anzuhalten, oder sonst auf dergleichen Weise ichtwas zum Nachtheile der wohlhergebrachten Gerechtsamen zu verhängen sey. **Von Rechtswegen.** Urkundlich mit meinem Insiegel besiegelt.

(L. S.)

Cajus Javolenus
J. U. D.

Rationes decidendi.

in Sachen

Die Versteuerung der Poeten, und was diesem allenthalben mehr anhängig, betreffend.

Ob es wohl das Ansehen gewinnen könnte, daß ein Poet keinesweges berechtiget sey, sich der allgemeinen Mitleidenheit zu entbrechen, da derselbe, mit den übrigen Bürgern gleiche Vorzüge zu genießen, sich anmaasset, und seine angebliche Befugnisse zu behaupten, bey keiner Gelegenheit entstehet, einfolglich die Beschwerungen von sich auf andere zu wälzen, unbillig scheint:

omnes enim personae, quibus lucrum per hunc ordinem defertur, etiam grauamen, quod ab initio erat complexum, omni modo sentiant, siue in dando sit constitutum, siue in quibusdam faciundis, vel in modo, vel conditionis implendae gratia vel alia quacunque via excogitatum. Neque enim ferendus est is, qui lucrum quidem amplectitur, onus autem ei annexum contemnit.

l. vn. C. de Caducis tollendis §. *pro secundo* 4.

Dieses

Dieses auch, nach dem einhelligen Ausspruche der alten und neuen Rechtsgelehrten, um so viel weniger bey den Poeten eine Ausnahme leidet, da widrigenfalls durch die eingestandene Befreyung dieselben nur desto mehr in ihrer mythologischen Einbildung verstärkt, und mit der Obrigkeit eben so willkührlich, als sie mit ihren Göttern thun, zu schalten, veranlasset werden möchten;

ideoque illis, qui sidera vertice tangunt, frena non relaxanda videntur.

vid. Pacificus a Lapide, de nociferis reipublicae animalibus c. 4 §. 8.

Godofr. ad h. l.

Bellonius de laudibus Alexandri Sauli VIII, 1.

& aequum est, vt ille, qui immortalitatem anhelat, mortalitatis sentiat incommoda.

Petr. ab Vbaldis de illo, quod iustum est circa insomnia, IX, 1.

Blasius Michalovius de Utopia, per totum.

zu dem nicht unbillig zu befürchten steht, daß durch dergestaltige Freyheiten noch mehrere angelocket werden, und zum merklichen Nachtheile Handels und Wandels sich beyfallen lassen möchten, ihre beschwerliche Berufsarbeit zu verlassen, und dargegen in der müßigen Gesellschaft der Musen, oder in dem Schooße einer metaphysikalischen Schöne auf Erscheinungen und Reime zu warten, um deswillen denn bey den Römern die weise Verordnung geschehen:

quod tolerandi quidem sint Poëtae, neutiquam tamen gaudeant nec vllo priuilegio, nec munerum vacatione, nec ab angariis seu parangariis sint immunes,

Contius in scholiis ad corpus iuris ciuilis.

Charondas in πειθανων, seu verisimilium V. 3 §. 9.

Raeuardus in protribunalibus I, 4.

Hiernächst die Ausflucht, daß ein Poet gemeiniglich mehr Witz, als Geld, besitze, folglich, Abgaben zu entrichten, nicht im

Stande

Stande sey, dadurch aus dem Wege geräumt werden könnte, daß dick erwähnte Poeten ordentlicher Weise die Gabe der Dreustigkeit besitzen, und dasjenige, was ihnen fehlet, und ein anderer in Prosa zu verlangen, nicht Herz genug haben würde, dennoch in Versen ganz artig, und deutlich zu fodern wissen,

id autem apud se quis habere videtur, de quo habet actionem. Habetur enim, quod peti potest.

l. 143. ff. de V. S.

solchergestalt auch einiger Abfall ihrer Nahrung nicht zu befürchten ist, so lange ihnen, wie ohnehin billig, nachgelassen bleibt, sich an den Geburtstägen und Hochzeitfesten ihrer Mäcenaten, über deren hohes Wohlseyn gegen die Gebühr zu erfreuen,

genus enim est donum Labeo a donando dictum, munus species: nam munus est donum cum causa, utpote natalitium, nuptalitium,

l. 194. ff. de V. S.

et quae sunt reliqua Poëtarum βραβεια.

Glossa ad hanc legem.

wie man denn die guten und austräglichen Umstände der Poeten deutlich genug aus ihrer Verschwendung abnehmen könne, da sie nicht, wie andere Geschöpfe, mit ordentlicher Nahrung und Bedürfnissen zufrieden sind, sondern bis auf den geringsten unter ihren Brüdern, Ambra und Zibeth essen, Nektar trinken, ihren Gebieterinnen, und wären es auch nur Kammermädchen, korallene Lippen, Zähne von Elfenbein, purpurne Waugen, Haare mit Perlen und Diamanten durchflochten, und tausenderley Pracht zu verschaffen wissen; überhaupt aber iedermann ohne Ausnahme, so Werbung und Handthierung in sächsischen Landen treibt, und sich darinnen enthält, sein Handelsgeld, Zins, und alles sein werbend Gut und Vermögen versteuern soll.

C. A. P. I. p. 39. P. II. p. 1373. 1377. seqq.

und also unter diese allgemeine Verfassung die poetische Nahrung und Gewerbe nicht unbillig gezogen werden dürfte; Ein-

Sintemalen aber und nachdem die höchste Billigkeit erfodert, daß man zwischen sterblichen Bürgern, und unsterblichen Dichtern, einen großen Unterscheid mache, und die, welche in gerader Linie von Jupiter abstammen, mit einigerley-Abgaben nicht beschwere, vielmehr den prosaischen Layen eignen und gebühren will, daß sie die Priester des Apollo in Steuern und Gaben übertragen, und diejenigen in dieser vergänglichen Zeitlichkeit frey halten, welche die Schlüssel zur Ewigkeit in ihren Händen tragen, und bey denen es lediglich steht, ob uns die Nachwelt loben oder tadeln solle; anbey die eingestreute Besorgniß wegen der ungezäumten Einbildung der Poeten so unnöthig, als unzulänglich, und bloß ein grauamen de futuro ist;

in dubio enim quilibet praesumendus est bonus.

Goveanus, in variis lectionibus.

eben so wenig auch zu fürchten steht, daß durch Nachlassung dergestaltiger Freyheiten und Privilegien andre zum Nachtheile des gemeinen Wesens angelocket werden möchten, sich um den Lorbeer, und den Namen eines Poeten zu bemühen, da es bey gegenwärtigen betrübten Zeiten fast das Ansehen gewinnt, daß man aus Eigensinn von einem Dichter noch etwas mehr, als Reime und Sylben, fodern, und ihm so gar ansinnen will, vernünftig zu denken, welches doch nicht iedermanns Werk ist; am allerwenigsten aber die angezogenen römischen Gebräuche hierinnen etwas beweisen, mögen, da auf eben solche Art behauptet werden könnte, daß der so unentbehrliche methodus mathematica dem gemeinen Wesen nachtheilig sey;

Ars mathematica damnabilis et interdicta omnino.

l. 2. C. de maleficis, mathematicis et caeteris similibus.

Godofr. et omnes Comment. ad hunc titulum.

anbey die gerühmte Möglichkeit eines reichen Poeten gemeiniglich nur unter die theoretischen Wahrheiten gerechnet wird, welche wohl schwerlich praktisch werden dürfte, so lange ihre Mäcenaten dasjenige bleiben, was sie größtentheils sind;

et ea, quae raro accidunt, non temere in agendis negotiis computantur. *l. 64. ff. de R. J.*

die Verschwendung hingegen, welche man quästionirten Poeten zur Last legen will, vielmehr zu Behauptung ihrer Steuerfreyheit gereichen muß, da, ohne einen so kostbaren Aufwand, die wenigsten vermögend seyn würden, denjenigen vorzüglichen Charakter zu behaupten, welcher ihnen allein anständig ist, und da es in der That einerley wäre, ob man einem gemeinen Manne Feuer und Wasser, oder einem Poeten Nektar und Ambra, untersagen wollte; überhaupt aber ein Poet, statt der angesonnenen Beschwerung, vielmehr eine Steuerbegnadigung, gleich andern preßhaften Personen zu verdienen scheint, indem er bloß aus Liebe zu den schönen Wissenschaften, und aus Begierde, der Nachwelt zu gefallen, sich öfters in so verwirrte Umstämde setzt, daß er seiner selbst nicht mächtig ist, daß er Sterne beschwört, Todte bannt, ganze Flüsse mit seinen Thränen aufschwellt, Felsen betäubt, und den einsamen Wäldern die Grausamkeit einer Doris klaget, eben so, wie jener tapfere Ritter von der traurigen Gestalt, welcher sich in dem schwarzen Gebirge die empfindlichste Busse auflegte, um die Härtigkeit einer unempfindlichen Prinzeßin von Toboso zu erweithen; endlich aber und zuletzt, die Immunität der Poeten um desto billiger zu behaupten seyn will, je weniger man Exempel beybringen wird, daß solche jemals zur Versteuerung gezogen worden, und je geneigter die Rechte sind, uns bey der vorigen Freyheit zu erhalten;

Arrianus ait, multum intereſſe, quaeras, vtrum aliquis obligetur, an aliquis liberetur? Vbi de obligando quaeritur, propenſiores eſſe debere nos, ſi habeamus occaſionem, ad negandum. Vbi de liberando, ex diverſo, vt facilior ſis ad liberationem. *l. 47. ff. de O. et A.*

Als ist, wie im Responso enthalten, von mir billig erkannt.

Menſ. Febr. 1743. Zwey Thlr. 18 Gr. — Pf.

Der Glückwunsch folget künftig bey Ablösung dieses Informats.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Ver

Verzeichniß der Schriften, so in diesem Theile enthalten sind.

I.

Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind; a. d. 3. S.

II.

Ein Traum von den Beschäfftigungen der abgeschiednen Seelen; a. d. 9. S.

III.

Woldemars von Tzschaschlau Abhandlung von Buchdruckerstöcken; a. d. 58. S.

IV.

Hinkmars von Repkow Noten ohne Text; a. d. 84. S.

V.

Versuch eines deutschen Wörterbuchs; a. d. 113. S.

VI.

Beytrag zum deutschen Wörterbuche; a. d. 155. S.

VII.

Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen; a. d. 171. S.

VIII.

Nachricht von einem Schlüssel zu Swifts Codicille; a. d. 197. S.

IX.

Rechtliches Informat über die Frage: Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfsteuer zu ziehen sey? a. d. 200. S.

Ende des zweyten Theils.

Kennen Inhalt uns haben
Innen hielten
Johannes hin
Ich Walten
haben
hab haben Ich haben
unbebÜ

Nehmen Inhalt nur haben

Ihnen hätten

Ihnen hin

Ich Walten

haben

hab haben Ich haben

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rabener, Gottlieb Wilhelm, 1714-1771

Gottlieb Wilhelm Rabeners Satiren

Bd.: 2.

Frankfurt ; Leipzig 1762

P.o.germ. 1111-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116608-2
VD18 90429834